



Otto-Mühlschlegel-Preis 2008

# Zukunft Alter

## Kreatives aus Literatur und Lyrik

Robert Bosch **Stiftung**

Otto und Edith  
Mühlschlegel Stiftung

Otto-Mühlschlegel-Preis 2008

**Zukunft Alter**

Kreatives aus  
Literatur und Lyrik

Altern ist nicht mehr das, was es einmal war. Die Lebenserwartung ist gestiegen. Sie war nie zuvor so hoch, und sie geht mit mehr gesunden Lebensjahren denn je einher. Für ältere Menschen ist ein großer Freiraum entstanden, eigenen Interessen nachzugehen und Pläne kreativ und kompetent zu verwirklichen. Für manche hält erst das Alter die Möglichkeit bereit, sich kreativen Tätigkeiten zu widmen und dabei einem bislang schlummernden Talent Geltung zu verschaffen. Bei anderen verleihen langjährig geübtes Können und Lebenserfahrung dem Talent den vollendeten Schliff. Die Chancen einer alternden Gesellschaft verwirklichen, darin Potentiale erkennen, Kreativität nutzen – das sind die Ziele, die zur Ausschreibung des Otto-Mühlschlegel-Preises Zukunft Alter 2008 unter dem Motto »Kreativität in Technik, Handwerk und Kultur« führten.

Die vorliegende Broschüre wurde anlässlich der Verleihung des Preises im Juli 2008 aufgelegt. Sie versammelt sechzehn Textauszüge von älteren Autoren, die sich mit ihren literarischen oder lyrischen Leistungen beworben und die bei der Jury besondere Anerkennung gefunden haben. So hat zum Beispiel das Ehepaar Rolf und Heide Augustin die Biographie der Kinderbuchautorin Tony Schumacher aufgearbeitet. Ilse Bintig gibt Einblicke in das Leben von Menschen während des Zweiten Weltkrieges und schreibt Bücher für Kinder. Kei Müller-Jensen analysiert das Potential des alternden Künstlers und stellt fest: Das schöpferische Prinzip altert nicht!

Für diese Überzeugung steht auch die Ausschreibung Kreativität in Technik, Handwerk und Kultur. Die Broschüre bildet den Themenbereich »Literatur und Lyrik« ab und zeigt beispielhaft, wie sehr das kreative Schaffen älterer Menschen unser gesell-

schaftliches und kulturelles Leben bereichern kann. Wir danken Frau Ulrike Wörner, Friedrich-Bödecker-Kreis in Baden-Württemberg e.V., für ihre Unterstützung bei der Auswahl der Textauszüge.

Wir wünschen dem Leser eine inspirierende und vergnügliche Lektüre und hoffen, dass die Bilder vom Alter zunehmend mit Vielfalt, kompetenter Lebenserfahrung und neuen Möglichkeiten verbunden werden.

Stuttgart, 4. Juli 2008

Otto und Edith Mühlshlegel Stiftung  
Robert Bosch Stiftung



# Erinnerte Geschichte



Werner Reim, geboren 1931 in Breslau, absolvierte zunächst eine Bäckerlehre in Weißenfels. Danach besuchte er die Polizeifachschule und wurde 1953 zum Polizeikommissar ernannt. Im Alter von 35 Jahren nahm er ein Studium auf und wurde Diplom-Lehrer für Gesellschaftswissenschaften. Nach Beendigung der beruflichen Verpflichtungen und schwerer Erkrankung ist er seit 1994 Mitglied und seit 1997 Vorsitzender des Seniorenbeirats Frankfurt/Oder. Er gründete die Gruppe »Zeitzeugen« beim Seniorenbeirat.

## Sechzig Jahre zuvor

Werner Reim

Zu Weihnachten im Kriegsjahr 1944 saß die Familie am kärglich gedeckten Tisch. Es gab den traditionellen Kartoffelsalat, aber er war mit spürbar weniger Zutaten als in den Jahren zuvor bereitet. Die Wiener Würstchen waren kleiner als früher. Der Schein einer weißen Haushaltskerze beleuchtete gerade die Tischplatte. Strom musste gespart werden, und es war das strenge Verdunklungsgebot einzuhalten. Jeder Schein nach außen musste vermieden werden, um die Stadt nicht an feindliche Flugzeuge zu verraten, wie es hieß. Für eine Weihnachtstanne hatte das Geld nicht gereicht und es fehlte jede Freude am Feiern. Alle saßen mit ernsten Gesichtern und hörten leise Weihnachtsmusik aus dem Radio. Ein Stuhl am Familientisch war unbesetzt geblieben. Wenige Wochen vor dem Fest hatten amerikanische und englische Bomber einen Luftangriff auf Breslau geflogen. Ein Volltreffer auf das Mietshaus, in dem sich unsere Wohnung befand, hatte das Leben unserer Mutter beendet. Vier Menschen starben in den Trümmern. Drei andere konnten gerettet werden.

An frohe Festtage war unter diesen Umständen nicht zu denken. Es herrschte tiefe Trauer. Meinen Vater, seine Mutter und uns sechs Kinder bewegte die eine Frage: Wie soll das Leben in dieser schweren Zeit weitergehen?

Wir hatten eine provisorische Wohnung erhalten. Von anderen Menschen abgelegte Möbel standen darin. In einem Bett mussten je zwei Kinder schlafen. An Bekleidung war für jeden nur das geblieben, was er auf dem Leib und in dem kleinen Rucksack für den Fall des Fliegeralarms bei sich hatte. Über Nacht waren wir Kinder Halbwaisen geworden.

Während sich Oma um die jüngeren Geschwister bemühte, fand ich Aufnahme bei meiner Großmutter mütterlicherseits. Wir wohnten gemeinsam in der Wohnung von Oma und Opa in einem Vorort der Stadt Breslau, in Oswitz. Die Wohnung war eng. Sie war für eine zusätzliche Person nicht vorgesehen. Aber in dieser Notlage musste es gehen.

Das neue Jahr begann. Es war das sechste Kriegsjahr. Durch unsere Stadt marschierten und fuhren täglich Soldaten in Richtung Osten. Sie trugen Waffen. Autos, gepanzerte Fahrzeuge und Geschütze wurden auf der naheliegenden Eisenbahnlinie befördert. Soldaten winkten uns vom Bahndamm herab. Das zivile Krankenhaus war längst ein Lazarett geworden. Patienten in Feldgrau trugen dicke Verbände an Gliedmaßen oder humpelten auf Krücken über den Hof des Hospitals.

Erste Flüchtlinge aus dem Osten durchquerten die Stadt und suchten nach Möglichkeiten, in der Stadt zu bleiben oder weiter in Richtung Westen zu gelangen. Transportmittel für ihr Hab und Gut waren kleine Handwagen oder Pferdegespanne. Kinder und Greise saßen oft oben auf der Ladung, obenauf.

Viele Menschen meinten, der Krieg sei noch weit entfernt von uns. Das Leben in der Stadt und auf unserem Dorf ging seinen gewohnten Gang. Oma hatte ihre Beschäftigung in Haus, Hof und Garten. Opa fuhr täglich zur Arbeit an eine Oderschleuse, und ich ging zur Schule. Viel Neues gab es in Oswitz und seiner Umgebung zu entdecken. Es war Winter, reichlich Schnee hatte es gegeben und so wurde jeder Erdhügel zu einer rasanten Abfahrtstrecke für den eisernen Schlitten aus Omas Schuppen. Nur Opa warnte gelegentlich: »Es ist nicht alles so friedlich wie es aussieht. Die Front rückt immer näher.« Manche Nacht heulten die Sirenen. Anfliegende Bomberverbände, die vom Radio angekündigt worden waren, warfen ihre Bomben. Und die trafen woanders. Das gewohnte Leben ging weiter.

In der Nacht vom 20. zum 21. Januar kam alles anders. Wieder heulten gegen Mitternacht die Sirenen. Oma weckte mich aus dem Tiefschlaf: »Aufstehen! Fliegeralarm!«, rief sie mir zu. Noch im Halbschlaf zog ich mich an, griff nach meinem für solche Fälle vorbereiteten kleinen Rucksack und wollte wie gewohnt den Luftschutzraum im Keller aufsuchen. Doch da ertönte von der Straße her ein Lautsprecher, der aufforderte, dass je Familie eine Person zum Bürgermeisteramt zu kommen habe. Opa machte sich auf den Weg. Im Radio war diesmal nichts von anfliegenden Bomberverbänden zu vernehmen.

Opa traf nach geraumer Zeit mit besorgtem Gesicht und erregt wieder bei uns ein. Er verkündete mit unsicherer Stimme: »Frauen, Kinder, Jugendliche unter 16 Jahre und Greise über 65 Jahre werden wegen des herannahenden Krieges aus dem Ort evakuiert.« Und dann: »In drei Stunden steht im Oderhafen ein Kahn zum Abtransport bereit. Es darf jeder nur mitnehmen, was er tragen kann. Ein kleiner Wagen ist erlaubt.« Die Mitteilung traf uns wie ein Schlag. Kaum einer hatte bis zu diesem Zeitpunkt daran gedacht, dass wir gezwungen sein könnten, die Heimat zu verlassen. In meinem Kopf rasten Gedanken durcheinander: Was zuerst tun? Was mitnehmen? Wo war mein zweites Paar Schuhe? Wo lagen in Omas Schrank meine Hemden? »Träume nicht!«, ermahnte mich Opa. »Hier die Tasche, der Rucksack, deine Schuhe.« Oma lief aufgeregt zwischen Schlafzimmer und Wohnküche hin und her und kramte Wäsche, Decken und manchen Hausrat zusammen, um ihn in einem Koffer zu verstauen. Eine große Tasche war für Proviant vorgesehen. Vorrätiges Brot, Fett, etwas Wurst, ein paar Gläser eingewecktes Fleisch. Wer sollte das alles tragen? Opa kramte aus dem Schuppen das kleine Handwägelchen hervor, entstaubte es dürftig und verstaute alles kunstfertig darauf. Oben auf noch ein Deckbett. Der Versuch, auf meinem Rucksack noch ein großes Kissen zu verstauen, schlug fehl. Ich klemmte es mir unter den Arm. Es leistete mir später gute Dienste gegen die Kälte, denn eisiger Winter herrschte. Oma steckte mir noch ein paar Stullen in die Umhängetasche. Dann brachen wir zum Hafen auf.

Unterwegs trafen sich Bekannte und Nachbarn. Manche Kleinbauern fuhren mit ihren Pferdewagen in Richtung Hafen. Ich fragte mich besorgt, wie diese Fuhren auf dem Schiff untergebracht werden sollten. Aber Pferde und Wagen mussten unter dem Protest der Bauern zurückgelassen werden. Panik ergriff die Menschen. Jeder trieb zur Eile an. Alle wollten einen guten Platz auf dem Kahn. Wo hätte es gute Plätze auf einem Schiff geben sollen, das für Schüttguttransport geschaffen war? Eine Fuhre Stroh, auf dem Schiffsboden ausgebreitet, war alles, wo-

rauf wir lagern konnten, in dieser frostklirrenden Winternacht. Das erste Morgenlicht zog vom Osten schon herauf. Alle zweihundert Frauen, Kinder und Greise hatten einen Platz auf dem Schiff gefunden. Ein Schlepper zog den Kahn oderabwärts. Eischollen schlugen gegen das Schiff. Ein fürchterliches Krachen erschreckte immer wieder die verängstigten Menschen. Kälte kroch von den Beinen her in meinen Körper. Ich dachte nach, wohin wohl die Reise gehen mag und wie lange wir aushalten müssten? Wieder kratzte eine Eisscholle die Bordwand, als wollte sie den Kahn durchtrennen. Die Stunden flogen dahin. Schon brach die neue Nacht herein. Noch immer lagen die Menschen dicht beieinander, nur durch ihr Gepäck getrennt. Die Decken, die sie hervorgekramt hatten, schützten sie nur wenig vor der Kälte. Von überall her hörte man Menschen stöhnen, jammern und Kinder weinen. Auch Oma weinte. Ich konnte mich nur mit Mühe beherrschen und unterdrückte meine Tränen. Durch die Schiffsluke konnte man manchmal Sterne sehen in der frostklaren Nacht. Zu klaren Gedanken unfähig, döste ich dahin. Die Heimat lag hinter uns. Der Kahn entfernte sich immer weiter von ihr. Oderabwärts.

Dann verlangsamte das Schiff seine Fahrt. Laute Rufe am Ufer. Ketten klirrten. Das Schiff wurde an der Anlegestelle festgemacht. Jemand rief: »Fertigmachen zum Aussteigen!« Alle suchten ihre Habe zusammen. Das Gepäck wurde wieder verschnürt, notdürftig die Bekleidung geordnet, und es ging von Bord. Manche wollten auch hier wieder die ersten sein und drängelten. Vor uns, direkt am Oderufer sah ich eine Fabrik, unweit eine Brücke über den Fluss. Die Männer am Kai sagten uns, wir befänden uns in Steinau. Von dieser Stadt hatte ich schon gehört. In der dortigen Zuckerfabrik hatten wir wieder ein festes Dach über uns. Stunden später gab es eine warme Suppe. Ein Platz in einer Lagerhalle wurde uns zugewiesen, wir fielen bald in tiefen Schlaf. Am nächsten Morgen lachte die Sonne in die apathischen Gesichter. Und im gleichen Moment hörten wir in der Ferne den Donner von Geschützen. So waren wir wieder an den nahenden Krieg erinnert. Mich beschlich er-

neut Angst. Wie vor ihr flüchten? Wie soll es weitergehen? Diese Fragen bewegten nicht nur mich. In dieser Situation dachte ich erstmals an die anderen Mitglieder der Familie. Wo mögen sie jetzt sein? Waren sie noch in der großen Stadt oder waren sie auch unterwegs wie wir?

Während des dritten Tages in der Fabrik war es gelungen, einen Eisenbahnzug bereitzustellen. Die zweihundert Oswitzer wurden in den eiskalten Zug verfrachtet. Die Kohlen reichten gerade, um den Zug zu bewegen, nicht ihn zu beheizen. Der Zug setzte sich in Bewegung. Ein Ziel war nicht bekannt gemacht worden. Oft hielt der Zug an kleinen Bahnhöfen, oft auf freier Strecke. Kälte und Hunger zerrten schon an uns. Unsere Wegzehrung war fast aufgebraucht. Einmal am Tag reichte Oma mir ein wenig Wurst oder Fleisch aus den mitgebrachten Einweckgläsern. Auch sie gönnte sich eine kleine Portion. Aber der Vorrat neigte sich dem Ende zu.

Drei Tage waren wir unterwegs. Wir hatten Lüben, Löwenberg und Görlitz passiert. Kurz hinter Görlitz hielt der Zug erneut auf freier Strecke. Zwei Frauen trugen eine Leiche aus einem Waggon. »Erfroren oder verhungert«, meinte Oma.

Stunden später stand der Zug auf einem Abstellgleis des Verschiebebahnhofs Chemnitz. Ruhe zog nicht ein, denn plötzlich wurde der Zug eilig aus der Stadt gefahren. Es gab einen Luftangriff auf die Stadt. Nur wenige Kilometer entfernt schlugen Sprengbomben ein. An vielen Stellen sahen wir Flammen und Rauch aufsteigen. Angst machte sich breit, manche Menschen schrieten und weinten laut. Nach dem Angriff rollte der Zug weiter. In dem Doppelort Neukirchen-Klaffenbach war unsere abenteuerliche Fahrt zu Ende. Zwischen Bergen des Erzgebirges sollten wir aussteigen. »Friedliche Ruhe hier«, dachten wir. Vor und hinter uns schneebedeckte Berge, ein kleiner Fluss neben der Straße, links eine Fabrik, deren Schornstein rauchte. Kaum ein Mensch war zu sehen. Wieder suchten wir unsere wenigen Sachen zusammen, und nach einer Stunde fanden wir uns in der Schule des Ortes wieder. Unsere abenteuerliche Fahrt aus Breslau war beendet. Erst ließen sich die Ge-

danken ordnen und wir begannen nachzudenken, was passiert war. Wir hatten unsere Heimat verloren. Sie bleibt verloren. Die Wunden des Krieges und des Verlustes heilten. In den meisten von uns brannte der Wunsch, Krieg und damit verbundenes Leid dürften sich nie wiederholen. Unsere Hoffnungen wurden enttäuscht, Kriege werden noch immer geführt, unschuldigen Menschen wird noch immer unbeschreibliches Leid zugefügt. Sollte uns bleiben, nur die Mahnung an Kinder und Kinderkinder weiterzugeben? Dass ich mir sechzig Jahre nach der Befreiung diese Frage stellen muss, ist bitter. Ich wünschte mir eine menschlichere Welt.



Ilse Bintig, geboren 1924 in Hamm (Westfalen), Abitur 1943, Studium der Pädagogik, Lehrerin an Grund- und Hauptschulen, nach der Pensionierung im Jahr 1984 Beginn eines neuen Lebensabschnittes als freie Autorin.

Veröffentlichungen: 36 Kinder- und Jugendbücher, zahlreiche Erzählungen im Rundfunk, in Anthologien und Lesebüchern, zahlreiche Spielstücke für Schul- und Seniorentheater.

Preise: 1. Preis im Schreibwettbewerb des WDR (1989), Alfred-Müller-Felsenburg-Preis für aufrechte Literatur (1990), Buch des Monats der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur in Volkach für das Buch »Trümmer und Träume« (1995).



Lieber Hanno!

Ilse Bintig

Lieber Hanno!

28. Januar 1943

Wenn ich mittags aus der Schule komme, ist immer meine erste Frage: »Ist Post angekommen?«

Ich warte so sehr auf ein Lebenszeichen von Dir. Von Vater haben wir seit fünf Wochen nichts gehört. Die letzte Nachricht kam aus einem kleinen Ort am Don. Gerade in dieser Gegend tobt der Kampf am heftigsten. Es ist so schwer, vor allem für meine Mutter, wenn sie täglich von den schlimmen Kämpfen im Radio hört. Wenn ich von einem Durchbruch der Russen höre, packt mich jedesmal die Angst. Sicher ist alles noch schlimmer, als man uns sagt. Was unsere Soldaten an der Ostfront bei der Kälte ertragen müssen, kann man sich gar nicht vorstellen. In der Schule stricken wir in jeder freien Minute Ohrenschützer, Pulswärmer, Schals und Handschuhe. Es ist so wenig, was man tun kann, wenn man noch in die Schule gehen muss. Aber das ändert sich ja, wenn ich mein Abitur habe. Aber noch ist es nicht soweit. Ich muss noch tüchtig pauken bis dahin.

Eben habe ich Geschichtszahlen aus dem Ersten Weltkrieg wiederholt. Du weißt ja, dass ich mit Zahlen immer auf Kriegsfuß stehe. Mich interessieren mehr die Menschen, wie sie dachten, lebten und handelten. Vorhin habe ich mir einen Bildband meines Vaters aus dem Ersten Weltkrieg angesehen. Es ist mir unbegreiflich, dass Menschen so jubeln konnten, als der Krieg ausbrach. Mutter erzählte mir, dass 1914 alle glaubten, der Krieg wäre nichts weiter als ein kurzer siegreicher Handstreich. Mein Geschichtslehrer würde jetzt wieder sagen: »Daran erkennt man, dass Menschen immer aus dem Geist ihrer Gegenwart heraus denken und handeln.« Bei solchen Gelegenheiten pflegt er hinzuzusetzen: »Wenn man vom Rathaus kommt, ist man klüger.« Trotzdem habe ich das Gefühl, dass wir viel kritischer sind als die Generation unserer Eltern. Du siehst schon, es fehlt mir mein alter Gesprächspartner. Aber wie bin ich jetzt

bloß auf diese Gedanken gekommen? Ach ja, ich weiß es wieder. Durch meine Geschichtszahlen natürlich. Puh! Ist das ein langweiliger Kram! Und draußen lacht die schönste Wintersonne. Ich habe einfach keine Lust zum Lernen. Da kommt mir gerade eine Idee. Ich mache Deinem Rex einen Gegenbesuch. Also, bis gleich!

Du glaubst gar nicht, wie der Rex sich gefreut hat. Als er merkte, dass ich mit ihm spazieren gehen wollte, riss er mich fast um. Er kugelte sich vor Übermut im Schnee, so dass er schließlich aussah wie ein weißer Pudel. An unserer Bank blieb er stehen, als wollte er sagen: »Weißt du noch?« Wie oft haben wir da gesessen! Einmal haben wir sogar die Schule geschwänzt, weil wir uns etwas ganz Wichtiges mitteilen mussten. Die sehr wichtige Mitteilung hieß: »Ich liebe dich.«

Und: »Ich liebe dich auch.«

Ach, Hanno, wie schön war die Welt damals! Und wir haben es gar nicht zu schätzen gewusst.

Unser schöner Stadtpark ist ordentlich zerzaust worden. Ein paar Meter von unserer Bank entfernt schlug eine Bombe ein und hinterließ einen tiefen Trichter.

Es fiel mir so manches Gespräch ein, das wir hier geführt haben. Oft ging es dabei um unsere Berufswünsche. Ich weiß noch genau, wie Du sagtest: »Entweder werde ich Förster oder Pilot.« Wie seltsam! Jetzt wirst Du beides: Pilot und Jäger. Jedesmal, wenn Jagdflieger über uns hinwegdonnern, stelle ich mir vor, Du säßest in einer der Maschinen. Dann bin ich immer froh, dass Deine Ausbildung noch nicht zu Ende ist. Ich hoffe, dass wir bis dahin Frieden haben.

Es gibt gerade Fliegeralarm. Ich werde mir schnell meine Schultasche holen und die Hausaufgaben im Luftschutzkeller machen.

Viele liebe Grüße

Deine Barbara

Lieber Hanno!

2. März 1943

Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deinen lieben, langen Brief. Er hat mir wieder neuen Mut gegeben. Es ist ein tröstlicher Gedanke, dass ihr jungen Leute auf der Kriegsschule an ein schnelles und siegreiches Ende dieses Krieges glaubt. Ich bin ein Mädchen und verstehe nichts von Kriegsführung. Ich sehe nur, wie die Menschen leiden. Vielleicht ist es gut, wenn ich mich bald nicht mehr mit geistigen Dingen beschäftigen muss. Nach dem Abitur kommt bestimmt ein Einsatz, der keine Zeit mehr zum Denken lässt. Es wird mir dann so gehen wie Dir. Man muss einfach die Forderungen des Tages erfüllen. Heute habe ich noch viel für die Schule zu tun. Meine Mutter spottete eben, ich würde wohl jetzt alles nachholen, was ich in acht Jahren versäumt hätte. Halte mir bitte für die mündliche Prüfung die Daumen. Ich schreibe Dir jetzt erst wieder, wenn alles vorbei ist.

Ganz viele liebe Grüße  
von Deiner Barbara

Lieber Hanno!

13. Mai 1944

Habe ich das wirklich nicht geträumt, dass wir uns heute morgen gesehen haben? Es ging alles so rasend schnell. Dein Anruf um 6 Uhr morgens. Dann anziehen, Urlaub holen, zum Bahnhof fahren und Dir atemlos um den Hals fallen. Endlich, endlich war ich wieder bei Dir.

Aber wie erschrocken war ich, als ich hörte, dass Du notlanden musstest, weil Dein Flugzeug von feindlichen Jägern verfolgt worden war und einen Treffer bekommen hatte. Ich bin nur froh, dass Du nur eine leichte Verletzung davongetragen hast. Bis jetzt weiß ich noch nicht, wie Du es fertiggebracht

hast, hierher zu kommen. Ich fürchte, dass Du Schwierigkeiten bei Deinen Vorgesetzten bekommen wirst. Aber das schien Dir ganz gleichgültig zu sein. Jetzt, wo ich erst langsam alles begreife, verstehe ich Dich. Ich hatte Dich noch nie so gesehen. Alles an Dir sah nach überstandenen Kampf und Einsatz aus: Deine beschmutzte Fliegermontur, Dein Gesicht und der Verband am Kopf. Selbst in Deinen Küssen spürte ich die Todesnot, der Du vor wenigen Stunden entronnen warst. Ich bin Dir sehr dankbar, dass Du mir so offen und ehrlich zeigtest, wie es in Dir aussah. Du warst kein strahlender Held, der seinen Gegner abgeschossen und das eigene Flugzeug gerettet hatte. Du warst ein Mensch, der tieftraurig war. Ich bin erschrocken über viele Deiner Worte. Wo ist Dein Optimismus und Deine feste Überzeugung, dass wir siegen werden?

Du glaubst also an eine baldige Invasion der Alliierten. Noch immer klingen mir die schrecklichen Worte im Ohr: »Wir starten und werden hingeschlachtet.« Meinst Du wirklich, dass die Übermacht der alliierten Luftwaffe so groß ist? Die Wehrmachtsberichte klingen doch trotz der vielen Niederlagen noch immer hoffnungsvoll. Die meisten Menschen glauben noch fest an einen großen Vergeltungsschlag. »Es gibt kein Wunder«, sagtest Du nur leise.

Als Du Dich mit schmerzverzerrtem Gesicht von mir losrissst und in den Zug stiegst, ohne Dich umzuschauen, spürte ich die zerstörende Macht des Krieges so stark wie noch nie zuvor.

Es ist zwölf Uhr nachts. Ich sitze am Fenster der Baracke und schreibe im Licht des Mondes, der kalt über den Tannen hängt. Ich kann nicht schlafen in dieser Nacht. Alles in mir schreit: »Warum? Warum müssen wir so viel ertragen?«

Hanno! Mein lieber Hanno! Ich bin bei Dir, was auch kommt. Alles kann der Krieg zerstören, aber nicht unsere Liebe. Hab Dank für Deine Ehrlichkeit. Es gibt nun für mich nichts mehr, was das wahre Gesicht des Krieges verschleiern oder beschönigen kann. Keine großen Worte. Keine Parolen. Keine großartigen Ziele.

Hanno! Ich danke Dir für jedes Wort.

Wir haben einander verstanden.  
Deine Barbara

Alle Briefe von Barbara an Hanno kamen zurück mit der Aufschrift: Empfänger seit dem 17. Juni 1944 vermisst (Namen geschwärzt)

Sehr geehrtes Fräulein Barbara!

15. August 1944

Auf Wunsch meines Kameraden Hanno Bruckner schicke ich Ihnen beiliegende Briefe zurück, die er mir vor seinem letzten Einsatz übergeben hat. Ich nehme an, dass Sie durch die Eltern meines Kameraden wissen, dass Hanno von seinem Feindflug am 17. Juni nicht zurückgekehrt ist und seitdem als vermisst galt. Unterdessen haben wir die Gewissheit, dass Hanno mit seiner brennenden Maschine abgestürzt ist. Ich habe meinen besten Kameraden verloren und Sie einen Freund, der Sie sehr geliebt hat.

In aufrichtigem Mitgefühl  
grüßt Sie Ihr Karl-Heinz Möller

Aus  
Ilse Bintig  
Lieber Hanno  
Eine Jugendliebe im Zweiten Weltkrieg  
Westfälischer Anzeiger Verlagsgesellschaft

Margarete Purps, geboren am 25. Juli 1931 in Pölsfeld (Kreis Sangerhausen), arbeitete in einer Holzverarbeitungsfabrik, bevor sie am Institut für Lehrerfortbildung in Halle/Saale eine Ausbildung absolvierte. Anschließend war sie als Unterstufenlehrerin, Hort- und Heimerzieherin bei der Volksbildung tätig. Margarete Purps hat drei erwachsene Kinder und fünf Enkelkinder. Neben dem Schreiben engagiert sie sich seit seiner Gründung für den Zirkel »Zeitzeugen«.



## Herr C. wie Chamäleon

Margarete Purps

Die Gemeinde war vollgestopft mit Evakuierten. Berliner, Kölner, kurz vor Kriegsende kamen die Frankfurter. Das waren arme Leute, mit notdürftigem Gepäck, gequält von der Ungewissheit, ob sie in ihre Heimat zurückkehren könnten. Von unseren zwei Zimmern mussten wir das eine abgeben. Darin kampierte nun ein älteres Ehepaar mit seiner erwachsenen Tochter. Den Vater nenne ich Herrn C. Brennholz konnte auf Bezugsschein geholt werden. Diesen stellte der Ortsbauernführer aus, wir lebten noch im »Dritten Reich«. Kein Problem für Herrn C. Großmäulig meinte er, sein auf den Schreibtisch gelegter Ausweis würde ihm einen Schein für die doppelte Menge Holz einbringen, Volksgenossen stünden zueinander. Es war so.

Als die amerikanische Armee sich näherte, war das für Herrn C. kein Problem. Er bezeichnete die Amis als seine Freunde. Er spräche Englisch und würde uns beschützen. Ein bisschen unredlich bemühte er sich. Später kamen »die Russen«. Die Rote Armee rückte in unser Gebiet vor, die Amerikaner zogen sich zurück. Kein Problem für Herrn C. Er hätte, sagte er, auf der Brust Hammer und Sichel eintätowiert und riss das Hemd auf. Es war so.

Gerhard Hoffmann, Jahrgang 1944, aufgewachsen in Berlin, Studium in Dresden, lebt in Frankfurt (Oder). Möbeltischler, Kunsterzieher, Offizier in der DDR. Danach vielfach abhängig Beschäftigter bei verschiedenen Arbeitgebern, welche Arbeit auch nahmen, Arbeitsloser, Leiter eines Projektes zur Erforschung antifaschistischen Widerstands in Frankfurt (Oder) – dazu zwei eigene Buchveröffentlichungen. Eigene Prosatexte, Arbeit für Zeitungen, Zeitschriften, Sammlung von Texten und redaktionelle Betreuung schreibender »Zeitzeugen«, Mitarbeit an mehreren Publikationen.

Erinnerungen und Alltagsbeobachtungen finden sich in amüsanten, ironischen, nachdenklichen Texten unter dem Titel »Wiedergespiegeltes«, erschienen im Regionen Verlag Görlitz, 2004. Mitherausgeber: Buchenwald, ich kann dich nicht vergessen. Lebensbilder. Karl Dietz Verlag Berlin, 2007.



## Blut für Läuse

Gerhard Hoffmann

Henryk sitzt neben mir. Weiß ist sein Kopfhaar und der wallende Bart. Immer mal wieder streicht er mit einer bedächtigen Bewegung den Bart glatt. Die Geste gehört zu ihm. Seine Augen sind hinter den starken Brillengläsern fast nicht zu erkennen. Sichtbar sind ihre roten Ränder, entzündet wirken sie. Gut sehen kann er nicht. Kräftig ist sein Körperbau. Gibt er die Hand, spürt man die Kraft, die aus dem Menschen strömt. Zu niedrigen Blutdruck habe er, aber ein polnisch zubereiteter Kaffee, zwei Kaffeelöffel vom Gemahlene in ein Glas, siedendes Wasser darauf und ein Weinbrand dazu, das belebe ihn. Er werde in Gang gebracht dadurch, und ich denke mir: noch munterer? Am Abend dürfe es ein Wodka sein. Bei einem solchen sitzen wir, als es dunkelt und Henryk erzählt:

»Zwölf, dreizehn Jahre alt war ich damals im Warschauer Bezirk Ochata. Die deutsche Wehrmacht kam schon geschlagen aus der Sowjetunion zurück, noch nicht in Strömen, aber vorwärts ging schon lange nichts mehr. Hunger, Krankheiten und Tod waren überall in der Stadt. Der ständige Hunger zermürbte. Auf Geheiß des deutschen Befehlshabers gehorchenden Bürgermeisters waren wir jungen Leute angehalten, Kräuter zu sammeln. Das Gesammelte mussten wir abliefern, eine Gegenleistung gab es dafür nicht. Verwandte aus unserer Familie sagten, ich sollte zum deutsche Krankenhaus gehen, da bekäme ich Sonderverpflegung. Ich meldete mich beim Krankenhaus und wurde untersucht. Meine Blutwerte wären gut, hieß es. Solche wie mich bräuchte man, um Läuse zu nähren. Behältnisse, die Streichholzschachteln ähnelten, wurden mit Heftpflaster innen an die Oberschenkel und in die Achselhöhlen geklebt. Die Schachteln waren an der der Haut zugewandten Seite offen und mit Gaze abgedeckt. Krankenschwestern besorgten das. Und in den Schachteln krabbelten die Läuse. Sie nährten sich von meinem Blut. Ich nährte sie, bis sie sich vollgesoffen hatten. Wie viele es waren, ich weiß es nicht. Aber immer wieder

bissen sie und saugten mein Blut. Nach einer bestimmten Zeit nahmen die Krankenschwestern die Behältnisse ab. Das vollgefressene Ungeziefer wurde bearbeitet. Man machte daraus Medikamente, die bei Typhus als Gegenmittel eingesetzt wurden. Verwendung fand das Medikament in erster Linie bei der deutschen Wehrmacht. Das wusste ich damals nicht. Für mich war wichtig, dass ich das Ei und das Brötchen bekam und einmal in der Woche als Sonderverpflegung ein aus Grütze und Kartoffeln zubereitetes Kotelett. Deutsche Ärzte und Krankenschwestern nutzten unsere Not aus, um Nachschub für Impfstoff zu schaffen für die eigenen Soldaten. Manchmal ging ich sogar zu zwei Krankenhäusern, dann bekam ich mehr Sonderverpflegung. Das war sehr wichtig für meine Mutter und meinen jüngeren Bruder, wegen der furchtbaren Not. Es kam vor, dass ich mehrere Schachteln an den Oberschenkeln zu kleben hatte und wenn dann mal Biss-Stellen wund waren, schmierten die Schwestern Salbe darauf und die Läuse durften wieder saugen.

Ich war mir überhaupt nicht bewusst, dass ich mein Blut für die uns so verhassten deutschen Soldaten gab. Die Menschen in der Großstadt hatten unbeschreibbaren Hunger. Allein die Not bestimmte mein Handeln. Aber es gab auch Polen, die dieses Handeln nicht verstanden. Sie sahen in denen, die sich von den Läusen aussaugen ließen, Verbündete der Deutschen, vielleicht sogar Kollaborateure.

Mein Blut für ein Ei und ein Brötchen, für ein Kotelett aus Grütze und Kartoffeln.

Mein Blut, damit Mutter und Bruder Hilfe beim Überleben hatten. Mein Blut, damit an Typhus erkrankte deutsche Soldaten genesen konnten.

Als ich diesen Zusammenhang erfahren hatte, schämte ich mich, vielleicht. Aber bis heute vermag ich die Frage nicht eindeutig und endgültig zu beantworten, was das Moralische war in meinem Handeln und was das Unmoralische.«

Henryk schaut auf den See. Wir sitzen noch ein Weilchen still nebeneinander. Betroffen sind wir beide, der Pole und der Deutsche. Dann sagt Henryk, dass es ihn interessieren würde, ob man, als noch keine Not war, Läuse sich an deutschen Jungen hätte nähren lassen.



# Mütter, Großmütter, Großväter



Dagmar Mayer wurde am 30. Oktober 1940 in Sondershausen (Thüringen) geboren. Sie besuchte die Handelsschule, erlernte den Beruf einer Stenotypistin/Sekretärin und absolvierte ein Kulturstudium in Meißen mit dem Abschluss »Filmeinsatzleiter«. Sie arbeitete in verschiedenen Berufen, u.a. als Sekretärin, wissenschaftliche Assistentin, Klubleiterin, Filmtheater- und Ensemble-Org.-Leiterin in Gotha, Sondershausen, Berlin, Halle und Erfurt. Sechs Jahre (1980-1986) lebte sie (bedingt durch Heirat) in Ungarn (Százhalombatta bei Budapest) arbeitete in einer Zeitungsredaktion, managte nebenberuflich Chöre und Kulturgruppen in Ungarn, Österreich und der Schweiz. 1986 kehrte sie nach Erfurt zurück. Heute sagt sie: »Ich hatte einfach Heimweh...«

Seit ihrer Schulzeit schreibt sie Gedichte, Geschichten, Märchen, Essays und Zeitkritisches. Dagmar Mayer hat drei Kinder. Seit dem Jahr 2000 befindet sie sich im Ruhestand; »Allerdings ist der große Bereich Kultur bis heute mein Lebenselixier...«, sagt sie und lebt nach dieser Maxime als aktive Ehrenamtliche in Erfurt, wo sie auch unter dem Namen »Die Skorpionfrau« bekannt ist. Sie ist Leiterin einer Autorengruppe, Gründerin des 1. und 2. Erfurter Freizeitklubs, SeniorTrainerin, Mitglied der Seniorenredaktion bei Radio F.R.E.I. Erfurt und beim Thüringer Magazin »60plusminus«, Moderatorin der Veranstaltung »Federlesen« (Autorenpodium) - und sie geht gern auf Lesereisen. Über sich selbst und ihr bisheriges Leben sagt sie: »Ich bin eben eine typische Skorpionfrau!«

## Märchenhaus, zwei Mütter und Musik

### 2. Kapitel

Dagmar Mayer

In meinem Paradies schien die Sonne durch die Äste des großen Fliederbaumes. Die kleinen Fenster oben im Dachkerker waren weit geöffnet. Schneeweiße Rüschengardinen bauschten sich leicht im Frühlingswind. In meinen Augen war unser zweistöckiges Haus immer ein Märchenhaus. Aus jeder Geschichte, die ich aus den Märchenbüchern oder von Großmutter Jenny kannte, fand ich etwas beim Haus meiner Kindheit wieder: Vor der Gartentür den weißen und den rosa Rosenbusch von Schneeweißchen und Rosenrot; die große Glasveranda, aus deren weinumrankten Fensterbögen Rapunzel ihren Zopf herunterlassen konnte; im Garten die alte Eiche, unter deren Wurzeln vielleicht die goldene Gans wohnte; an der bemoosten Hofmauer das große Wasserfass, in dessen Tiefe der Froschkönig hockte; die kleine Feuerstelle auf der Wäschewiese, an der Rumpelstilzchen des Nachts tanzte oder den Taubenschlag am Stallgebäude, wo Aschenbrödels fleißige Helfer ein- und ausflogen.

Ich thronte mit gekreuzten Beinen auf einer Decke im Vorgarten, neben der großen Glasveranda unseres Hauses, umgeben von prallen roten und weißen Pfingstrosenbüschen, bunten Tulpen, Narzissen und Veilchen. »Daniela malt noch immer...«, hörte ich Großmutter Jennys ruhige Stimme aus der Küche. Ich pinselte, strichelte, schattierte, wischte, radierte und kaute selbstvergessen an einem Buntstiftstummel. Das Haus auf dem Blatt Papier zeigte wenig Ähnlichkeit mit dem Original, das mir unheimlich groß, jedoch märchenhaft schön vorkam. Das musste daran liegen, dass ich mit meinen fünf Jahren noch nicht über das richtige Einschätzungsvermögen verfügte. Die Ausdauer und Lust zum Malen oder Zeichnen hatte ich nach Mutters Aussagen von Vater Fritz geerbt. Es gab jedenfalls, wenn er abwesend war, in seinen Briefen immer ein Extrablatt mit Tierskizzen oder Landschaftsbildchen für mich.

Das Haus meiner Großeltern war und bleibt in meiner Erinnerung immer mein wirkliches Zuhause. Natürlich hatten wir, Vater, Mutter und meine jüngere Schwester Christel, auch eine eigene Wohnung, die nur zwei Straßen weiter vom Märchenhaus entfernt lag. Dorthin gingen wir allerdings meist nur zum Schlafen. Tagsüber spielte sich alles bei den Großeltern ab. Das sei wirtschaftlicher, spare Strom und Heizmaterial, und außerdem hätten sie uns kleine Rabauken gerne im Blickfeld, meinte Großvater Kurt. Er fuhr morgens mit einem klapprigen Fahrrad zur Arbeit ins Kalibergwerk, wo er in der Schlosserei arbeitete. Wenn er am Nachmittag zurück kam, standen wir Kinder manchmal am Dorfausgang bei der großen Wipperbrücke und erwarteten die Fahrradkolonne der Kalischachtkumpel. Das hatte einen guten Grund. Großvater Kurt stieg, wenn er uns erblickte, lachend vom Drahtesel, zog aus der abgegriffenen Fahrradtasche die Restschnitte seines Frühstücksbrottes mit hausschlachtener Wurst oder mit Schinkenspeck, die wir schwesterlich teilten. Eines von uns Mädchen durfte vor ihm auf der Fahrradstange Platz nehmen und die andere auf dem Gepäckträger und so ging es nach Hause. Nach dem Mittagessen verschwand Großvater meist in seiner kleinen Werkstatt, die er im Hausanbau eingerichtet hatte. Dort gab es für ihn immer Arbeit und für uns Kinder eine Menge geheimnisvolles Gerät. Da standen Fahrräder, Spaten, Hacken und Harken für die Feldarbeit, lange Bretter, Skier, Schlittschuhe, Kästchen voller Nägel, Schrauben, Kleistertöpfe, Karbidlampen, Sägen, Säcke mit Hobelspäne und zwei Korbtruhen mit Stoffresten von Omas Schneiderarbeiten. Es schien, als hätten wir auch sonst alles. Eigentlich fehlte es uns Kindern an nichts. Wir hatten sogar zwei Mütter: die Großmutter Jenny und Mama. Ich erinnere mich gut an die letzten Kriegsjahre; aber ich habe weder Mama noch meine Großeltern jemals jammern oder klagen gehört. Nur einmal sah ich Mama weinend am Küchentisch sitzen. Großmutter strich ihr tröstend über das lange, immer glänzende Haar, das sie im Nacken kunstvoll zu einem dicken Knoten zusammengesteckt trug. »Lass nur, deine teure Ka-

mera siehst du nie wieder; ebenso wenig wie das große Radio. Die Amis brauchen alles, was klick, ticktack oder Musik macht! Eines Tages, wenn es wieder aufwärts geht, gibt es einen neuen Fotoapparat! Diese Dinge sind jetzt nicht wichtig.« Mama war Fotografin; das sah jeder, der unser Haus betrat, an den schönen großen Fotos. Nur die Amis interessierte das wenig, als sie die ziemlich wertvollen Kameras mitnahmen.

Für uns Kinder schienen die Worte Krieg oder Nachkriegszeit fast keine Bedeutung zu haben. Damals waren die Erwachsenen oft Zauberkünstler, was Essen, Kleidung oder Hauswirtschaft betraf. Bei uns gab es Wurst, Butter, Eier, Kuchen, selbstgemachte Marmelade, bunte Stoffe für Sommerkleider und im Winter warme Westen und Hausschuhe aus Kaninchenfell. Im Stall saßen Hasen, auf dem Dach ein paar Täubchen und irgendwann quiekte auch ein Schwein im Verschlag des alten Schuppens. Außerhalb des Dorfes, auf der Windleite, einem Landschaftshügel bei Sondershausen, besaßen wir nach dem Krieg ein Stück Land. Dort wurden Getreide und Kartoffeln angebaut, und der Hausgarten lieferte Gemüse, Blumen und Obst. Manchmal, zur Erntezeit, mussten wir Kinder mit aufs Feld zum Getreidebinden oder Kartoffeln lesen. Meistens war das recht lustig, aber lieber blieben wir daheim bei Großmutter, die auch eine gute und fleißige Näherin war. Ihre alte Singer-Nähmaschine war ein Heiligtum und während Mama tagsüber in der Stadt etwas Geld als Fotografin verdiente, führte Großmutter daheim den großen Haushalt und zauberte auf der Singer Röcke, Blusen, Hosen, Jacken und Hemden für die ganze Familie und auch für unsere Puppen. Während sie nähte oder bügelte, sang sie uns Lieder vor, erzählte Märchen, Geschichten und alte Thüringer Sagen, wie jene vom schönen weißen Schwan, der im Inneren des Sondershäuser Frauenberges auf einem tiefen See schwimmt, einen goldenen Ring im Schnabel hält, den er nie loslassen darf. Lässt er ihn fallen, wird der Berg einstürzen. Ich habe oft, besonders an Nebeltagen, zum Frauenberg geschaut und Großmutter gefragt: »Was passiert mit uns, wenn der ganze Berg einfällt? Dem armen Tier muss ja der Schna-

bel fürchterlich weh tun... Wie lange kann der das aushalten?!« Großmutter behauptete jedoch immer: »Der Schwan lässt den Ring nie fallen. Und der Berg bleibt ewig stehen!«

Ich glaubte ihr jedes Wort, behängte mich mit Großmutter Perlenketten, drehte mich in ihren Kleidern vor dem großen Schlafzimmerspiegel und stellte mir vor, ich sei eine Prinzessin, die eines Tages den Schwan im Berg retten würde. Die Perlen hatten es mir dabei besonders angetan. Vorsichtig ließ ich sie durch meine Finger gleiten und bewunderte ihren Glanz, während Großmutter Jenny argwöhnisch darüber wachte, dass ich nur ganz zaghaft mit ihnen umging und sie nach dem Spielen wieder in die schöne Glasschatulle zurücklegte, die auf ihrer Schlafzimmertisch stand.

Auch Musik gehörte damals zu unserem Märchenhaus. Die Geige meines Vaters ruhte allerdings viele Jahre im Kleiderschrank, solange er im Krieg war. Mama achtete streng darauf, dass wir sie nicht anrührten. Natürlich habe ich das Ding heimlich doch manchmal aus dem Seidenfuttal geholt und den Bogen angesetzt. Gut, dass niemand meine Jammerkonzerte hörte. Später versuchte ich es mit der Blockflöte, was bedeutend einfacher schien. Ein kleines Radio hatten die gierigen Amerikaner allerdings nicht in unserem Haus gefunden. Wir hatten nämlich zwei – das große in der guten Stube und ein kleineres in der Küche. Jenes kleinere hatte unser pfiffiger Großvater, als zuerst die Amerikaner und später die Russen uns ihre Kontrollbesuche abstatteten, im Stallgebäude auf dem Heuboden versteckt und erst hervorgeholt, als die Luft in Sondershausen und Umgebung wieder rein war. Großmutter Jenny kannte viele Lieder, die aus dem alten Radiokasten dudelten. Ich saß gern mit ihr in der Wohnküche, half beim Einwecken oder Plätzchenbacken und lauschte den sonderbaren Operetengeschichten, die sie zu den schönen Melodien erzählte. Im Kindergarten und später in der Schule verblüffte ich Erzieherinnen und Lehrer oft mit meinen noch dramatisierten Geschichten und kassierte stolz die Lobesworte. Noch heute habe ich die gütige Stimme meiner Lieblingskindergärtnerin im Ohr,

die meiner Mutter bei einem Besuch zuflüsterte: »Daniela hat eine außerordentlich blühende Phantasie – das Mädchel kann ganze Heerscharen unterhalten! Und wenn wir das Reden und Schnattern benoten müssten, wäre sie Gruppenbeste.« Meine Mutter war jedenfalls wenig erfreut, als unter meinen ersten Schulzeugnissen jahrelang der Satz stand: »Daniela schwatzt und schreibt im Unterricht Gedichte und Geschichten!«

Alfred Steiner, geboren 1930 in einem kleinen oberschwäbischen Dorf, wo der Vater Lehrer war. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs fiel der Vater beim Volkssturm, seine Angehörigen bei einem Bombenangriff auf Stuttgart. Mit seiner Mutter und drei Geschwistern lebte Alfred Steiner danach in deren Heimat im Allgäu. Nach dem Abitur studierte er Deutsch, Geschichte und Französisch, die Alfred Steiner anschließend als Lehrer unterrichtete, zuletzt am Gymnasium in Leutkirch. Neben seiner Arbeit in Beruf und Familie war er viele Jahre im Gemeinde- und Kreisrat. Als an Bildender Kunst Interessierter gelang ihm die Gründung einer städtischen Galerie, die bis heute besteht. Alfred Steiner ist verheiratet, hat vier Kinder und sieben Enkel. »Dass wir alle gesund sind, die Alten, Mittleren und Jungen, ist ein Geschenk, dessen Wert wir täglich erfahren.«



## Die andere Mutter

Alfred Steiner

Sie müsse sich noch einen Mantel anziehen, sagte die Mutter, als er an ihre Tür klopfte. Dann erschien sie in ihrem weißen Nachthemd, zierlich wie ein Mädchen; die Augen leuchteten, der Bauch quoll vor. Auch bei ihr habe man gesammelt, sagte sie, und sie habe ihre goldene Kette weggegeben.

So leicht ist alles geknüpft.

Als man ihr die Nachricht vom Tod ihres Mannes brachte, gefallen bei V.,

zwar ein Schrei.

Dann tapfer, ein Leben ohne Mann für vier Kinder.

Dann im Alter ins Heim verbracht. Von ihnen nehmend die Last des Versagens, sagte sie:

»Jetzt hoffen wir, dass es glückt« und

»Es ist nur, bis man's gewöhnt ist.«

Später einmal,

am Fenster stehend und hinunterblickend auf den Hof, wo Frauen auf den Bänken saßen, antwortete sie dem Sohn, der ihre Einsamkeit sah,

nein, zu diesen Frauen könne sie nicht,

dies sei ihr nicht gegeben.

Weil sie klein sei, sagte die Mutter, sei sie immer ein wenig »hintendran« gewesen. An diesem Tag hatte sie ein großes, dreieckförmiges blaues Mal auf der Stirn, dessen Herkunft niemand zu erklären wusste und über welches sie immer wieder forsch mit der Hand fuhr, bemerkend, es tue nicht weh. Sie soll aber wieder nach A., ihrem Heimatort gewollt und unter heftigsten Ausfällen darauf bestanden haben, wegzukönnen. Nun, den Tag danach, schien sie noch verwirrt und voller Schuldgefühle. Sie öffnete unruhig und nervös immer wieder ihre schwarze Handtasche, sagte, dass sie immer helfe und mit jedermann gut aus-

komme, aber »ein unebenes Wort« gebe es immer. Dann plötzlich: man habe das ganze Leben geschafft »und jetzt hat man's grad so«, und sie deutete mit ihrer Hand die Kleinheit eines Flecks an. Sie tranken noch ein Glas Wein; als er ging, war sie heiter; er soll bald wieder kommen und was Neues mitbringen, d.h. etwas zu erzählen wissen.

Sie sprach von ihrem vor mehr als 40 Jahren gefallenen Mann, als ob er noch lebe; er gehe ins Wirtshaus; sie konnte nicht glauben, dass er, ihr Sohn, der Sohn sei.

Am Abend vorher hatte es offensichtlich eine heftige Auseinandersetzung mit der Schwester gegeben, weil sie schon wieder einmal weg wollte. Sie müsse doch gehen, ihre Kinder, die Schwester sei schuldig, wenn ihnen etwas passiere. Dann habe sie sich mit den Kleidern ins Bett gelegt.

Durch das Fenster blickend, sah sie einen weißen Vogel, einen Gartenzwerg, dann einen Storch, dahinter sei einer, der eine Uniform an habe; dann gelbe Veilchen, Äpfel und Zwiebeln zum Trocknen. Später: Orangen seien herumgeflogen, aber der, der ... habe schon dafür gesorgt..., der habe sie wieder reingetrieben. Ihren Mann auf dem Foto, dessen Tod sie viele Jahre betrauert und beklagt hatte, erkannte sie nicht wieder und sagte zweimal: »Der hat aber einen runden Kopf«.

Die Mutter redete von der Frau des Sohns, als ob sie gestorben sei; sie kriege manches Vaterunser von ihr. »Ruderglasgeige«, ein neues Wort, das ihren »Geist der Poesie« atmet.

Die Schokoladentafel hatte sie im Strumpf, die Unterwäsche aus dem Schrank im Bett versteckt, hatte die Körner eines Bastelvorrats im Zimmer verstreut, hielt nun völlig verstört und mit schreckerfüllten Augen die Würfel eines Würfelbechers in der Hand.

Ihr Mann, der »Babba«, soll auch alles abschließen, und sie ahmte - ihre Begabung seit eh und je - das lispelnde, sich überstürzende Reden eines einstigen Dorfbewohners nach. Als er sie bat, ihm zu sagen, wie Gemüse gekocht wird, machte sie Kohlröschen zu Lebewesen mit bizarren Namen und sagte, den Rosenkohl habe sie immer nach dem katholischen Kalender

gekocht. Immer wollte sie wissen, wo das Kind sei. Sie war unruhig, wollte kochen, die Betten machen, sagte, sie sei unwert, es werde über sie geschwätzt. Aber sie habe das Hausrecht, ihr Vater habe es ihr versprochen. Die Arme, nun fühlte sie sich als ihr verstorbener, etwas behinderter Bruder, in dessen schütterem Bewusstsein es gleichwohl diese einzige Gewissheit gab, dass er von seinem Vater im Vaterhaus ein Zimmer als sein eigenes vererbt bekommen hatte.

Dachte die Mutter sich als die junge Frau von einst, als sie wieder eingefangen, erzählte, ein Bauer habe sie auf das Fuhrwerk gehoben und sie nach M. mitgenommen (der Ort, an den es sie vor fast einem 3/4 Jahrhundert als Jungverheiratete verschlagen hatte; von Heimweh geplagt, so hatte sie erzählt, habe sie sich weinend in den Beerenbüschen verborgen).

Die E. könne noch ein Weilchen »dienen«, »dienen«, wie sie es getan hatte, als ein Mägdlein bei der »Herrschaft«.

Wen sah sie in ihm, welchen längst Dahingegangenen... als sie dem sich ihr Nähernden erfreut sagte, nun habe sie Besuch »von der Welt runter« (den Dörfern und Weilern, aus denen sich ab und zu einer aus dem Geschlecht ihres Vaters zu den Verwandten herunterbegeben haben mag).

Die Mutter hörte der Musik zu, als sei es das, wonach es sie verlangt. Ihr in die Ferne gerichteter Vogelkopf nickte zum Takt. Sie betet nicht. Gott und Kirche scheinen aus ihrem Bewusstsein verschwunden zu sein.

Beim Hören des »Messias« bekam sie ein ernstes, konzentriertes Gesicht, bewegte eine Hand im Takt und sagte unverhofft, wie beflügelt zur Erkenntnis ihrer selbst, wie sie heiße, woher sie komme und dass derjenige, der etwas gebe, auch etwas bekomme.

(Wer ebbes geit, der kriagt au ebbes.)

Wie wenn allein das Reden mit einem Kind der Mühe wert sei, sprach sie mit einem solchen, als ob es vor ihr stehe, in ganzen Sätzen: »Bist a nett's Buggele (aber warum »Buggele«), komm her!« Sie erwähnte eine Vero, fügte auf Bitten hinzu, »Vero Maria Kiefer«, und sprach von einem »Done«, der sie viel gekostet habe.

Die Mutter strahlte das Kind an, als ob sie in ihm fände, was es in der Welt der Erwachsenen nicht gibt.

Der Vater habe immer in den Himmel kommen wollen, sagte sie, und er werde sie nachziehen; sie habe auch Gutes getan und sei oft in St. (ein Wallfahrtsort) gewesen und habe für die gebetet, die auch Gutes täten. Aber ihr Kopf, oh ihr Kopf, ob er ihr nicht helfen könne.

Sie weiß nicht, wer an ihrem Tisch sitzt, wer ihr Zimmernachbar ist, nicht, wie viel Enkel sie hat, nicht die Namen seiner Kinder, nicht, welche ihrer Geschwister noch leben. Dann aber ein Blick zurück voller Klarheit: die eine Schwester, die L. habe in den Haushalt müssen, die S. sei im Büro gewesen, sie bei der Mutter, die ja kränklich gewesen sei. Dem M. (ihr längst verstorbener Bruder), dem habe sie etwas mitgegeben, und die L. (auch sie längst tot) habe sie besucht.

Gegen 1 Uhr nachts ist sie aufgestanden, hat das Bett abgezogen, sich in eine Decke gehüllt, sich auf den Tisch gesetzt und die Blätter und Blüten eines Blumenstocks zerzupft.

Sein Traum: Er sei der »Todesengel«, sagte der schwarz gekleidete Mann und legte der Mutter elektrische Folterinstrumente an, die diese, als sie den Schmerz spürte, aus den Steckdosen und sich vom Körper riss. Er, der Sohn, bat den in einer Ecke des Zimmers sitzenden schwarzen Mann, indem er ihn sanft an der Schulter berührte, die Greisin ihm zu überlassen.

Sie sei in ihr Zimmer getreten, rief sie an, habe den Rolladen hochgezogen und die bleiche Hand der Mutter bemerkt; als sie die andere ergriffen habe, sei dieser der kleine Plastikbär, den in der Hand zu halten, wie er wisse, zuletzt ihre Gewohnheit war, entfallen, und jetzt habe sie gewusst, dass die Mutter tot sei, habe den Arzt gerufen, der rasch gekommen und den Tod, der wohl erst vor kurzem eingetreten sei, bestätigt habe, denn die Arme und der Kopf, an dem sich allerdings schon Todesflecken gezeigt hätten, seien noch warm gewesen. Wie am späten Abend ins Bett gelegt, auf die Seite wie immer, Hände, Beine und Kopf um nichts verrückt, lag sie da, Augen und Mund geschlossen.

## Pustebblume

### Kapitel 6

Ilse Bintig (Vita S. 14)

Oma und Lena bringen Lutz bis in die Eingangshalle des Altenheimes. Die Oma spricht kurz mit der Schwester, die in der Anmeldung sitzt.

Sie sucht die Zimmernummer heraus und dann muss sich Lutz allein zurechtfinden.

Während er die Treppen hochgeht, sagt er in Gedanken: Zimmer vierunddreißig, Zimmer vierunddreißig. Er geht einen langen, schmalen Gang entlang. Es riecht nach Suppe und Medizin. Eine Schwester kommt ihm mit einem Tablett entgegen.

»Na, wohin willst du?«

»Zimmer vierunddreißig«, sagt Lutz.

»Das letzte Zimmer links«, erklärt die Schwester. Sie schaut ihn prüfend an. »Willst du zu deinem Großvater?«

Lutz nickt nur. Die Kehle ist wie zugeschnürt. Ob die Schwester ihm ansieht, wie aufgeregt er ist?

Die Türen zu den Zimmern stehen fast alle offen. In einem Zimmer sitzt eine alte Frau in einem Sessel und sieht fern, in einem anderen wird ein alter Mann in einen Rollstuhl gesetzt. Aus einem weiteren Zimmer kommt eine weißhaarige, kleine Frau. Ihre Hände zittern, aber sie lächelt Lutz an.

Vielleicht hat sie auch einen Enkel, denkt Lutz.

Vor dem letzten Zimmel bleibt Lutz stehen. Hier in diesem fremden Haus soll Opa sein? Er kann es nicht glauben. Alles ist so unwirklich. Aber dann steht Opa plötzlich vor ihm. »Lutz! Mein lieber Junge!«

Lutz fällt Opa um den Hals. Ihm kommen die Tränen. Bloß nicht heulen!, denkt er. Das hilft Opa auch nicht. Opa zieht ihn ins Zimmer. Er deutet auf einen Stuhl am Fenster. »Setz dich, Lutz!«

Opa schließt die Tür. »So, und jetzt erzähl mal! Wie war es denn im Landschulheim?«

»Da war ... da war's schön«, stammelt Lutz und denkt: Ich kann

doch jetzt nicht von meiner Reise erzählen. »Als ich nach Hause kam, warst du nicht da«, platzt er heraus. »Jaja, es ging alles ein bisschen schnell«, meint Opa, »aber vielleicht ist es gut so. Papa und Mama werden dir ja alles erklärt haben.« Lutz möchte so viel sagen, aber er bringt kaum ein Wort heraus.

Schließlich fragt er: »Gefällt es dir denn hier?«

»Es ist alles anders als zu Hause«, sagt Opa zögernd. »Aber ich denke, ich werde mich mit der Zeit schon einleben.«

Lutz schüttelt den Kopf. »Das brauchst du gar nicht, Opa, du kannst wieder nach Hause kommen, ich will nämlich dein Zimmer gar nicht haben. Ich möchte mein altes Zimmer behalten.«

»Das ist lieb von dir, mein Junge, aber das ist vorbei. Alles im Leben geht vorbei. Ganz schnell geht es. Man glaubt, man kann noch Bäume ausreißen, und auf einmal ist man alt und wird nicht mehr gebraucht. Ja, so ist das nun mal. Aber mach dir keine Gedanken um mich. Ich werde hier gut versorgt. Ich habe zu essen, zu trinken, und wie du siehst, habe ich sogar einen Fernseher.« Und nach einer kleinen Pause setzt er hinzu: »Mit dem Fernseher kann man zwar nicht reden, aber er vertreibt die Zeit.«

Da ist der Ferdinand schon besser, denkt Lutz. Der ist wenigstens lebendig. Lutz beschließt, Opa auch eine Maus zu schenken, wenn er wieder zu Hause ist.

Lutz hockt still auf seinem Stuhl. Opa wischt sich heimlich über die Augen und schnäuzt sich in sein Taschentuch.

»Opa, du weinst ja«, sagt Lutz entsetzt.

»Papperlapapp!«, sagt Opa. »Ich weine doch nicht. Ich hab ein bisschen Schnupfen. Das ist alles.«

»Du hast Heimweh, Opa«, sagt Lutz leise und er denkt an die Pusteb Blumen.

»Ach was! Ich hab doch kein Heimweh. Ich bin durch die halbe Welt gezogen.« Opa schweigt, und nach einer Weile sagt er: »Nur wenn ich an meinen Schrebergarten denke... Jetzt müssen meine Rosen blühen. Bin lange nicht dort gewesen. Das Laufen fiel mir sehr schwer. Wer wird sich um den Garten kümmern? Ihr habt doch keine Zeit.« Lutz schaut sich in dem klei-

nen Zimmer um. Fremde Möbel. Eine kahle weiße Wand. Nur der Fernseher gehört Opa. Lutz denkt an Opas gemütliches Zimmer zu Hause. An den großen Bücherschrank mit den vielen Büchern, die Opa so liebte. An den gemütlichen Ohrensessel neben der Leselampe. An den Schreibtisch mit den vielen geheimnisvollen Fächern und Schubladen, in denen Opa seine kleinen Schätze verwahrte: alte Briefe und Postkarten. Briefmarken, Münzen und Reiseandenken. Von all den kleinen Dingen in den Schubladen und von den Bildern in den Alben und an den Wänden konnte Opa wunderbare Geschichten erzählen. Wie oft hat Lutz auf dem alten roten Plüschsofa gesessen, wenn Opa ihm vorgelesen oder erzählt hat. Opas Zimmer steckte voller Geschichten.

Lutz weiß plötzlich, dass Opa niemals mehr Geschichten erzählen wird. Opas Stimme reißt Lutz aus seinen Gedanken.

»Du bist so still. Bist du krank?«

Lutz schüttelt stumm den Kopf. »Du fühlst dich nicht wohl in diesem fremden Haus, stimmt's?«

»Doch, du bist ja hier.«

Opa steht auf und streicht Lutz über den Kopf. »Geh jetzt nach Hause, du hast einen weiten Weg. Wissen deine Eltern überhaupt, dass du hier bist?«

»Nein!«, sagt Lutz ehrlich.

Über Opas Gesicht huscht ein Lächeln. »Dann ab mit dir, du Lausebengel!«

Lutz schaut auf die Uhr. Er hätte gerne Opa von Lena und ihrer Oma erzählt, aber das fremde Zimmer verschlägt ihm die Sprache. Ihm ist, als hätte er einen Kloß im Hals.

Opa greift nach dem Stock und bringt Lutz bis an die Treppe. Er kann wirklich schlecht laufen, denkt Lutz. Viel schlechter als vor meiner Reise.

»Ich komme wieder, Opa«, verspricht Lutz, ehe er die Treppe hinunterrennt.

Unten warten schon Lena und ihre Oma. Während der Fahrt ist Lutz schweigsam. Da ist ein Gedanke, der in ihm aufsteigt und zu einem festen Entschluss wird. Er ist froh, dass Lena und ihre

Oma nicht viel fragen. Bis vor die Haustür fährt ihn die Oma.  
Sie ist nett, denkt Lutz. Und lustig sieht sie aus mit ihren weißen  
Löckchen und den vielen Fältchen um die Augen.

Als Lutz aussteigt, flüstert er Lena heimlich zu: »Ich hole den  
Opa raus aus dem Altenheim.«

»Das schaffst du nie«, meint Lena.

»Dann klaue ich Opa einfach«, sagt Lutz verbissen.

Aus

Pustebblume

oder

Wie klaut man einen Opa

Ilse Bintig

Gabriel Verlag





Ilse Steinke wurde 1931 geboren und lebte bis Ende 1944 in sehr bescheidenen, aber geordneten Verhältnissen in einem Dorf sieben Kilometer östlich der Oder. Das Jahr 1945 brachte für ihre Familie viele gefährliche Situationen, aber Ende Juli fanden sich alle gesund in der kleinen Stadt Schwedt an der Oder wieder. Mangels anderer Möglichkeiten nahm sie eine Lehre als Schneiderin auf und beendete sie 1950 erfolgreich. 1951 begann sie ein Fernstudium an der Pädagogischen Hochschule Potsdam, das sie mit Erfolg abschloss. Bis 1991 arbeitete sie als Lehrerin. Ilse Steinke und ihr Mann hatten drei Kinder und eine fast fünfzigjährige glückliche Ehe.

Ab 1993 engagierte sich Ilse Steinke in Frankfurt (Oder) im Seniorenbeirat, bald darauf auch bei den »Zeitzeugen«. Ihre Kinder ermutigten sie zu dieser Arbeit, die ihr Zufriedenheit bringt. »Ich denke, junge Leute sollten nicht nur aus Büchern und Filmen etwas über die Vergangenheit erfahren.«

Zwei Großmütter hat Frank, beide liebt er. Die eine besucht er oft, die andere kommt nur Weihnachten zu Besuch, manchmal noch, wenn der Vater Geburtstag hat. Sie wohnt drüben, im Westen, immer schon, Oma Lisa ist die Westoma. Die Eltern und Frank haben sie sehr gern. Frank würde sie besuchen wollen, aber die Eltern sagen, es ginge nicht. Das versteht Frank nicht, er fragt und fragt wieder, aber die Eltern sagen: »Es geht eben nicht.«

Wieder einmal ist Besuch aus dem Westen angesagt, aus Amerika. Eine junge Frau soll es sein, eine Verwandte, Luise. Frank ist aufgeregt, erwartungsvoll freut er sich auf den Besuch, sicher bringt sie schöne Geschenke mit, Matchboxautos vielleicht. Zwei besitzt er schon, Oma hat dafür gesorgt.

Frank wird bitter enttäuscht. Es gibt überhaupt nichts Tolles, nur ein paar Kaugummi und so. Sein Interesse am Besuch ist erloschen. Missmutig, mit enttäuschem Gesicht, ein bisschen böse sogar, hockt er und hört zu, was Luise zu erzählen hat. Staunend hört er, sie sei einen halben Tag über das Meer geflogen und in ihrem Garten wüchsen Bananen und Apfelsinen. Nahe des Wohnortes befände sich ein großer Sumpf und im Fluss schwämmen Krokodile.

Sollte das alles wahr sein, fragt sich Frank. Die Eltern scheinen nicht so verwundert und das Erzählte zu glauben. Seine Enttäuschung überwindend versucht er sich vorzustellen, wie es sein könnte, in der Nähe von Krokodilen zu leben.

Plötzlich ist Frank hellwach. Hat er das Wort »Colt« gehört? Sprach die Luise nicht eben von einem Colt? Sie hätte ihm einen Colt mitbringen wollen? Ein Freund hat einen, aus Polen.

Frank ist wahrlich kein Raufbold, er spielt nie Krieg oder so, aber ein Colt aus Amerika, das wäre schon etwas gewesen. Luise schildert, welche Schwierigkeiten sie an der Grenze in Berlin hatte und dass sie den Colt abgeben musste. Der Streit mit dem Grenzsoldaten sei ergebnislos verlaufen, der Colt

blieb an der Grenze, aber sie würde das Spielzeug wieder abholen, wenn sie zurück käme.

Frank hört genau zu und versucht das Vorgefallene zu begreifen. Luise ist er nicht mehr böse, wollte sie ihm doch den Colt mitbringen.

Noch lange nach dem Besuch stellt er sich immer wieder den Colt vor, träumt von ihm, hantiert mit ihm in Gedanken und ist immer wieder fasziniert von dem Colt aus Amerika.

Viel Zeit ist vergangen. Aus dem kleinen Jungen ist ein Mann geworden, der mit beiden Beinen im Leben steht, als die Einheit Deutschlands kommt.

Frank zögert nicht lange und fährt los, um die inzwischen schon betagte Oma zu besuchen, was ihm bisher versagt geblieben war. Verwandte, von denen er bisher nur die Namen kannte, lernt er persönlich kennen. Und einer der Verwandten sagt unvermittelt: »Warte bitte mal, Frank, mir fällt gerade ein, da liegt noch ein Geschenk, das dir Luise damals mitbringen wollte. Sie hat es hier gelassen und ich habe es aufgehoben.«

Luise..., Geschenk..., Grenze..., der Colt... Es wird doch nicht...? Eine kindische Freude erfasst ihn. Er kommt sich albern vor, ist er doch ein gestandener Mann, was soll das, ein Spielzeugcolt. Aber er kommt von der Spannung nicht los und spürt seinen Puls in den Schläfen. Dann hält er den Colt in der Hand, das Ding, das ihn vor Jahrzehnten so intensiv beschäftigte. Er betrachtet ihn lange, wendet ihn hin und her und murmelt so für sich: »Genau so habe ich mir den Colt immer vorgestellt, genau so.«

# Ein Brief und ein Besuch – Biographisches

Rolf Augustin, 1941 in Frankfurt am Main geboren, studierte Medizin in Freiburg i. Br., wo er zum Dr. med. promovierte, später habilitierte er sich in Tübingen für das Fach »Innere Medizin«. Nach über fünfzehnjähriger klinischer Tätigkeit war er von 1986–1999 verantwortlicher Schriftleiter der »Deutschen medizinischen Wochenschrift«. Daneben veröffentlichte er vier Bände mit Lyrik und Kurzprosa. Heide Augustin, 1943 in Reichenberg geboren, seit 1965 mit Rolf Augustin verheiratet, ist Sekretärin, Hausfrau und Mutter zweier Kinder.

Zusammen veröffentlichten sie 2002 die erste umfangreiche Biographie und Bibliographie zu Tony Schumacher »Gelebt in Traum und Wirklichkeit«. Der Band ist inzwischen das Standardwerk zu den Lebensdaten sowie zur Primär- und Sekundärliteratur zu Tony Schumacher und erfuhr auch im antiquarischen Bereich große Beachtung.



Ein Brief an Frau Geheime Hofrath

Tony Schumacher (1848–1931) aus dem Jahre 2004

Rolf und Heide Augustin

Plaudereien über Schulnamen, Tony Schumachers Geburtshaus und die Gedenktafel in Ludwigsburg

Esslingen, im Frühjahr 2004

Sehr verehrte Hofrätin,

anlässlich Ihres 156. Geburtstages am 17. Mai waren wir wieder einmal in Ihrer von Ihnen so heiß geliebten Geburtsstadt Ludwigsburg. Wie sehr waren wir bewegt, als wir die alten Gassen entlang schlenderten, die Zeugen Ihrer Kindheitserlebnisse sind, im poetischen Friedrichsgarten verweilten oder vom unvergesslichen Duft der alten Lindenalleen träumten – die heute leider zu kränkelnden Kastanienalleen geworden sind. – Ja, was die Phantasie nicht alles vermag.

Und wieder haben wir bei dieser Gelegenheit bedauert, wie wenig Ihre Heimatstadt Sie zur Kenntnis nimmt. Geradezu demütigend fanden wir es, dass Ihr werter Name in jener Liste hervorragender Ludwigsburger nicht zu finden war, die in der Festschrift zum zweihundertjährigen Stadtjubiläum im Jahre 1909 vom Gemeinderat herausgegeben wurde. Derzeit waren Sie als Dichterin bereits auf der Höhe Ihres Ruhmes. Hoffentlich hat man Sie jetzt beim dreihundertjährigen Schlossjubiläum im Jahre 2004 nicht wieder vergessen!

Empörend empfinden wir auch immer noch, wie Ihr Name, als es um die Namensgebung für eine Grundschule in Ludwigsburg ging, so einfach unter den Tisch gefegt wurde, wo Sie doch literarisch und pädagogisch für die Kinder so viel getan haben. Da hätte man nun, ohne lange suchen zu müssen, einen Namen aus den eigenen Mauern gehabt! Doch was ist daraus geworden? Ein Politikum. Da wollte man doch tatsächlich einer schwedischen Kinderbuchautorin den Vorrang einräumen,

deren Namen man in Deutschland schon so oft zur Benennung von Schulen, Kindergärten und Straßen verwendet hat. Doch warum nach Fernem schauen, wo das Gute doch so nahe liegt? Die aktuelle (Not-)Lösung: Oststadtschule II. Das ist doch phantasielos! Empfinden Sie das nicht auch so, verehrte Hofrätin? Und da haben wir doch vor einiger Zeit etwas ganz Aufregendes erlebt. Wieder einmal hatten wir in Ludwigsburg Spuren von Ihnen gesucht und kamen dabei auf die Idee, nachzusehen, ob es Gedenktafeln für Sie in Ludwigsburg gibt. Das war wohl nahe liegend, da ja W. A. Mozart schon durch die kurze bloße Berührung der Stadt auf der Durchreise eine solche Tafel erhalten hat.

Unsere Suche begannen wir mit der Befragung einiger öffentlicher Stellen. »Gedenktafeln? Für wen? Nein, davon wissen wir nichts.« – Schließlich landeten wir im Stadtarchiv. »Gedenktafeln für Tony Schumacher? Aber natürlich gibt es das. Schon vor Jahren hat die Stadt eine Gedenktafel für Tony Schumacher an ihrem Geburtshaus, dem Grävenitz-Palais, anbringen lassen. Überrascht von der Selbstverständlichkeit dieser Information machten wir uns sofort auf den Weg, allerdings, um ehrlich zu sein, doch noch etwas skeptisch.

Am Grävenitz-Palais in der Marstallstraße 5 angekommen, hielten wir also gleich Ausschau nach dem gesuchten Objekt. Doch nichts war von einer Gedenktafel zu sehen, vorne nichts, seitlich nichts, hinten nichts, gegenüber nichts. Wir hatten das Gefühl, eigentlich nichts anderes erwartet zu haben.

Einen letzten Versuch starteten wir dann noch in dem kleinen Café, das im linken Teil des Palais im Erdgeschoss untergebracht war. Da trafen wir auf einen Kellner, der so viel Hektik ausstrahlte, dass wir es kaum wagten, ihn anzusprechen. »Eine Gedenktafel?« Wir konnten den Satz nicht beenden. »Eine Gedenktafel!« Er rannte an uns vorbei. Eine Gedenktafel sei da schon einmal vorhanden gewesen, die habe er jedoch abmontiert. »Warum das?«, fragten wir, von der Ungeheuerlichkeit der Information überrascht. Ja, es gäbe ja noch so viele andere Leute wie wir, die nur ins Lokal hereinkämen zum Schauen und

die dann das Lokal wieder verließen, ohne etwas bestellt zu haben. Das sei ihm und seinen Gästen zu störend gewesen.

Wir waren zugleich empört und sprachlos und machten genau das, was er angekündigt hatte, wir verließen das Lokal und leisteten dem Stadtarchiv im Stillen Abbitte. Wir schworen Rache! Das werden wir in unsere Tony-Schumacher-Biographie aufnehmen, beschlossen wir, – und dort steht es heute auch.

Verehrte Frau Hofrätin, diese Geschichte wird Sie sicher sehr kränken. Aber, wie ein altes Sprichwort sagt: Es gibt nichts Schlechtes, das nicht auch etwas Gutes hat. Wir dürfen also die Ahnung eines guten Ausganges vorausschicken, wenn wir jetzt das Ende der Geschichte erzählen. Und das begann zwei Jahre nach dem obigen Ereignis, und zwar in Esslingen a. N.

Wir waren auf einem Abendspaziergang durch die Altstadt Esslingens. Da sahen wir im Schaufenster eines Antiquitäten-geschäftes ein Buch von Ihnen, verehrte Hofrätin, stehen. Das elektrisierte uns, wie man heute so schön sagt. Wir meinen, der Titel war: »Du und Deine Hausgenossen«. Dieses Buch hatten wir natürlich schon in unserer Sammlung. Trotzdem betreten wir das Geschäft. Ein junger freundlicher Herr kam sofort aus dem Hintergrund auf uns zu. Die Frage nach weiteren Tony-Schumacher-Büchern beantwortete er mit »viele«. Er hätte selbst einmal Tony-Schumacher-Bücher gesammelt, seinerzeit, als er noch ein Café im Geburtshaus Tony Schumachers in Ludwigsburg gepachtet hatte. Das sei bis vor etwa zwei Jahren gewesen, dann habe er das Café aufgegeben.

Diese Botschaft, verehrte Frau Hofrätin, setzte uns in höchstem Maße in Alarmbereitschaft. Dann war dieser Herr wohl jener »Kellner«, der die Tony-Schumacher-Gedenktafel von Ihrem Geburtshaus entfernt hatte! Jetzt wollten wir die Geschichte zu Ende bringen und gaben das Versteckspiel auf. Ja, das war er, bekannte er freimütig und fuhr fort: »Stellen Sie sich doch einmal meine Situation vor. Laufend Störungen für mich und meine Gäste und demgegenüber keine Einnahmen. Was hätten Sie denn gemacht?« – Nun ja, langsam entwickelten wir etwas Verständnis für den Herrn, der, wie sich nach und

nach zeigte, erstaunlich viel über Sie, Frau Hofrätin, wusste, was wir ihm hoch anrechneten. – Es wurde ein geruhsameres Gespräch, das sich schließlich auf die entscheidende Frage zuspitzte, wo denn nun die Gedenktafel hingekommen sein könnte. »Auf die Bühne«, war die prompte Antwort. Damit war zunächst alles gesagt.

Am folgenden Tag waren wir wieder, wie nicht anders zu erwarten, am Grävenitz-Palais. Umfangreiche Renovierungen waren im Gange. Das ganze Haus war eine Baustelle, was uns große Sorgen machte. Auf die Bühne durften wir nicht, da dort inzwischen die Registratur der Schlossfestspiele untergebracht war. Wir erklärten den Sachverhalt einer überaus geduldischen und freundlichen Sekretärin, die uns hoch und heilig versprach, weiter nach der Gedenktafel zu suchen und uns sofort zu benachrichtigen, sollte die Tafel gefunden sein.

Wenige Wochen später kam dann ein Anruf aus Ludwigsburg. Die Gedenktafel sei gefunden worden, und zwar in einer kleinen Kammer hinter einer Tapetentüre im ersten Stock. Gott sei Dank, sie war wieder da, und unbeschädigt sei sie auch. Uns fiel ein Stein vom Herzen.

Liebe Frau Hofrätin, das war es eigentlich, was wir Ihnen berichten wollten. Vielleicht erreichen wir auch noch, dass die Gedenktafel rechtzeitig zum dreihundertjährigen Schlossjubiläum wieder an dem angestammten Platz aufgehängt wird. Das dürfte voraussichtlich jedoch einige Zeit in Anspruch nehmen, da ja behördlicherseits zunächst erst einmal das Verschwinden der Gedenktafel in die Amtswege eingeschleust und aufgearbeitet werden muss. – Doch eventuell geht es unter dem erheblichen und lästigen Zeitdruck des anstehenden Schlossjubiläums auch einmal etwas schneller. Oder, – sollte man den Eigentümer des Grävenitz-Palais nicht einfach dazu ermuntern, ganz unbürokratisch, das heißt ohne den Verlust zu melden, die Gedenktafel kurz entschlossen wieder am angestammten Platz aufzuhängen? Ihr Rat, gnädige Frau, zu dieser Angelegenheit wäre uns sicher eine große Hilfe, handelt es sich doch um einen Eingriff, der an Ihrem Geburtshaus vorgenommen werden müsste.

Verehrte Frau Hofrätin, wir werden Sie natürlich ständig über den weiteren Verlauf der Angelegenheit unterrichten und verbleiben für heute mit warmen Grüßen aus dem nicht allzu entfernten Esslingen.

Ihre treuen Rolf und Heide Augustin

Anmerkung:

Die Gedenktafel ist am 1. Mai 2004 am Grävenitz-Palais, Tony Schumachers Geburtshaus, wieder angebracht worden.

Aus

Rolf und Heide Augustin

Tony Schumachers Leben

Geschichten und Begegnungen

Hackenberg

Kei Müller-Jensen, geboren 1936 in Hamburg, studierte Medizin in Hamburg, Paris und München. Von 1975 bis 2001 leitete er die Städtische Augenklinik in Karlsruhe. Als Professor für Augenheilkunde war Müller-Jensen Angehöriger des Lehrkörpers der Universitäten Heidelberg und Freiburg. Nach vierzigjähriger ärztlicher Tätigkeit und zahlreichen medizinisch-wissenschaftlichen Publikationen erfolgt ein Studium der Kunstwissenschaft und Philosophie an der Universität Heidelberg und der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe mit Promotion.

»Das Alterswerk ist keine Gratwanderung« versucht, das kreative Potential des alternden Künstlers zu analysieren. Der Vergleich repräsentativer Früh- und Spätwerke von betagten lebenden Malern wie Karl Otto Götz (92) und Rupprecht Geiger (98) sowie verstorbener Künstler wie de Kooning, Picasso, Ensor, Monet, Cézanne, Turner, Goya, Rembrandt und Tizian ergibt eine fast unerschöpfliche Vielfalt von Spätwerken, die erkennen lassen, dass Altern weder Reife noch Verhängnis, sondern Veränderung und Anpassung bedeutet. Im Grunde gibt es kein für das Alter typisches Werk. Der Körper altert, das schöpferische Prinzip jedoch nicht.



## Besuch bei dem Maler Karl Otto Götz

Kei Müller-Jensen

Im Juli 2005 besuchten meine Frau, die den Künstler schon 1962 in ihrer Galerie ausgestellt hatte, und ich nach entsprechender Verabredung und einigen Umwegen Karl Otto Götz in dem von Wald und Wiesen umgebenen großen Atelierhaus im Westerwald. Der konzentriert und keinesfalls greisenhaft, jedoch motorisch etwas gehemmt wirkende 91-jährige Künstler empfing uns erwartungsvoll am Hauseingang, den man nach einigen Treppenstufen erreichte. Wir gingen gemeinsam in das weiträumige, von oben belichtete Atelier, wo die langjährige Ehefrau Karin, genannt Rissa, uns ebenfalls begrüßte. Karl Otto Götz sagte: »Leider bin ich fast blind, aber ich male noch jeden Tag.« So begann das Gespräch. Der Künstler leidet an Glaukom (Augendruckerrhöhung) und Makuladegeneration (Netzhautalterung). Das zentrale Sehen ist vollständig erloschen, aber das periphere und das Bewegungssehen sind noch zum Teil erhalten. Ich war erstaunt von der Dynamik und Lebendigkeit des 91-jährigen Mannes, der täglich nach einem fest gelegten Schema oder Ritus lebt, wie er sagt. Morgens um 10 Uhr wird gefrühstückt nach einer durch die Sehbehinderung etwas beschwerlichen Morgentoilette. Es folgt für zwei Stunden die Postbesprechung, danach kommen gymnastische Übungen und einige Bahnen Schwimmen im hauseigenen Schwimmbad. Der körperliche und geistige Zustand sind beneidenswert gut. Nach einer Mittagspause und einigen Tassen Tee wird es dann ernst. Der Assistent Besim, ein bescheidener und wohl-erzogener Kosovoalbaner von 30 Jahren, trifft gegen 17 Uhr ein. Karl Otto Götz dirigiert ihn exakt zur richtigen Leinwand. Die Farben werden in der Regel von Rissa angemischt, die sich nach 50 Jahren genau in seiner Palette auskennt. Häufig sind es Mischfarben wie zum Beispiel Ultramarin mit Permanentgelb, die über verbale Kommunikation genau getroffen werden. Vor zwei Jahren konnte Karl Otto Götz die Farben noch annähernd selbst erkennen, heute überhaupt nicht mehr.

Der Künstler sagt: »Das Bild, welches ich malen will, habe ich genau im Kopf. Ich muss es loswerden, sonst fühle ich mich nicht gut. Ich brauche das Malen wie Essen und Trinken, sonst könnte ich nicht leben. Nach der Fertigstellung steigt mein Wohlbefinden.« Auf die Frage, wie er denn sein Werk beurteilen könne, sagt er: »Da verlasse ich mich ganz auf meine Frau, die ehrlich und differenziert ihre Meinung äußert. Öfter muss ich einen Malakt wiederholen, wenn sie nicht ganz zufrieden ist.« Wir betrachten gemeinsam das gestern fertig gestellte großformatige Ölbild in Schwarz und Rot. In der Mitte findet sich eine irregulär begrenzte große gestisch bemalte Fläche, die zuerst entstanden ist, während der gesamte umgebende Raum nach seinen Angaben abgeklebt war. Im zweiten Akt wird die gesamte Malfläche freigegeben. Grundsätzlich wird das Bild, wie schon seit Jahrzehnten, auf dem Boden liegend gemalt. Der Assistent erhält jetzt die Anweisung, den Pinsel oder Rakel an einer bestimmten Stelle, die der Künstler definiert, aufzusetzen. Mit einer kaum glaublichen Dynamik vollführt der Künstler jetzt beidhändig seine typischen kalligraphischen Bewegungen, die er nach wenigen Sekunden abbricht, um sich das Ergebnis beschreiben zu lassen. Auf meine Frage, ob er den großen rhythmischen Schwung noch voll beherrsche, bejahte er dieses. Der Beweis wurde tatsächlich erbracht durch ein »Rad«, welches er zwei Tage zuvor mit dem breiten Pinsel in Schwarz auf einer 150 x 150 cm großen Leinwand geschlagen hatte. Es fanden sich einige kleine Unterbrechungen, der Assistent hatte dann wieder aufgesetzt und der Künstler danach weiter gemalt und schließlich vollendet. So wie Yehudi Menuhin in seinen beiden letzten Lebensjahren beim Geige spielen kleine Brüche im Fließen der Melodie nicht vermeiden konnte, so war es auch hier. Der Rhythmus war bei Karl Otto Götz etwas zerrissen, aber trotzdem noch voller Dynamik und Kraft. Das beschriebene letzte Bild zeigt weniger Kalligraphisches, mehr Bürstenstriche und eckige Überlagerungen von verschiedenen, eben fremd gesteuerten Einsätzen. Die Gesamtkomposition war in sich geschlossen, jedoch erschien sie tatsächlich

irgendwie »übersetzt«. Das eigentliche oder richtige Bild war vielleicht doch noch im Kopf, in der Vorstellung des Künstlers geblieben. Es bleibt aber ein Faszinosum, dass ein derartiges inneres Bild doch noch annähernd auf die Leinwand gebracht werden kann.

Gibt es Depressionen, wenn nicht alles glatt gelingt? »Nein, dieses Wort kenne ich gar nicht!« Meine allgemeine Frage nach möglicher Steigerung der künstlerischen Authentizität im Falle einer Behinderung, bejaht der Künstler diplomatisch: »Ich würde so etwas durchaus für möglich halten. Bei mir selbst bin ich mir nicht absolut sicher.« Die Bilder sind in der Vorstellung klar vorgezeichnet, aber sie müssen von zwei Menschen übersetzt und gesteuert werden. Die Endkontrolle durch den Künstler selbst entfällt. Die Frage nach einem Gefühl von Kampf und Heroismus, wie sie beim tauben Beethoven wohl bestanden haben dürften, wird von Götz sehr nüchtern beantwortet: »Nein, so etwas gibt es bei mir nicht. Ich strebe zwar Verbesserungen und Erneuerungen in meiner Kunst an, aber das kann ich nicht erzwingen. Es geht einfach weiter. Die vielen Bilder in mir müssen aus meinem Kopf heraus. Sobald ein Bild fertig ist, entsteht ein Neues. Seit meiner Emeritierung habe ich viel mehr Zeit, deshalb male ich jetzt sicher doppelt so viel. Mein Assistent will ja schließlich auch etwas verdienen.« Die letzte Bemerkung war ein wenig ironisch gemeint, zeigt aber die Selbstkritik und eine heitere Gelassenheit. Malen heißt hier nicht Vollendung oder Überhöhung, sondern Leben und Lebensäußerung eines positiv gestimmten alten Menschen. Mit Bazon Brock darf man hier von einem »heiteren Scheitern«\* sprechen. Nach Durchsicht der letzten großen Bilder und einem kurzen Rückblick auf das Frühwerk wird Kaffee getrunken. Der Künstler berichtet unermüdlich von alten Zeiten und Freunden. Seine Formulierungskraft und sein Gedächtnis für viele Details sind unglaublich. Nach knapp drei Stunden – es hätten eigentlich nur zwei sein sollen – verlassen wir den greisen und doch so vitalen, aber blinden Maler mit einigen großen neuen Katalogen und seiner zweibändigen Autobiographie.

\* Siehe hierzu:

Bazon Brock: Die Macht des Alters. Dumont Verlag Köln 1998,  
S. 32

Aus

Kei Müller-Jensen

Das Alterswerk eine Gratwanderung

mit einem Vorwort von

Hans Belting

Edition Rottloff

# Über Kurgäste und andere Tiergeschichten



Günther Böhme, geboren am 4. Mai 1923 in Dresden. Nach Wehrdienst und Kriegsgefangenschaft 1946–1948 Neulehrer in Freital/Sa., danach Studium der Philosophie, Pädagogik und Psychologie, nebst Neuerer Literaturgeschichte.

1953 Promotion zum Doktor phil. in München, danach drei Jahre Wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Pädagogischen Arbeitsstelle Wiesbaden, sodann von 1956–1964 Personalchef und Betriebspsychologe in der Großindustrie. Von da aus an die Universität Frankfurt als Assistent, schließlich 1972 daselbst Professor für Bildungsphilosophie und Bildungsgeschichte. Im Rahmen dieser Tätigkeit Begründung der ersten deutschen Professur für Pädagogik der Dritten Welt (gemeinsam mit Ernest Jouhy). 1982 Mitbegründer der Universität des 3. Lebensalters an der Frankfurter Universität, seit 1984 bis heute deren Vorsitzender. Neben der akademischen Tätigkeit seit 1954 ohne Unterbrechung Dozent in der Erwachsenenbildung, insbesondere an der Volkshochschule Wiesbaden, zugleich deren Vorsitzender von 1968 bis 1992. Seit 1974 auch Mitglied der Redaktionskonferenz der Hessischen Blätter für Volksbildung und in verschiedenen Positionen des Hessischen Volkshochschulverbandes. Zahlreiche Monographien zur Bildungsgeschichte und Wirkungsgeschichte des Humanismus, zur Erwachsenenbildung, zur Bildungstheorie und seit ca. 15 Jahren auch zur Gerontologie unter bildungstheoretischem Aspekt; ca. 110 Aufsätze aus dem Umkreis von Bildungsphilosophie und Bildungsgeschichte. Die neuestens Buchpublikationen: Humanismus zwischen Aufklärung und Postmoderne, 1994; Verständigung über das Alter, 1992; Kultur und pädagogische Reform, 2008.

Auszeichnungen: Ehrendoktor der Universität Lettlands in Riga (und dort regelmäßige Gastprofessuren); Bürgermedaille in Silber und Gold der Stadt Wiesbaden; Bundesverdienstkreuz 1. Klasse der Bundesrepublik Deutschland; Ehrenplakette der Stadt Frankfurt am Main.

## Herbst in der Kurstadt

### Gedicht aus »Wiesbadener Spätlese«

Günther Böhme

Es fällt das Laub. Wie jedes Herbstgedicht  
Darf dieses auch des Satzes nicht ermangeln:  
Es fällt das Laub. Der Mond gibt bleiches Licht.  
Die Gartentore knarren in den Angeln.  
Vergänglichkeit weht uns durch Herz und Sinn – Wodurch auch  
sonst? Wir fühlen uns beklommen.  
Es fällt das Laub. Ein Abschied liegt darin.  
Es tropft aus dem Gezweig. Die Nebel kommen.  
Im Park steht Schiller weiß auf dem Podest,  
Noch weißer als an hellen Sonnentagen,  
Und hält sich klassisch an der Säule fest  
Und schaut der Muse in den Marmorkragen.  
Ein später Kurgast, fröstelnd, lässt sich Zeit  
Und sucht im Kurprospekt nach der Erklärung:  
Hat, dass hier Schiller steht, Bedeutsamkeit?  
Genießt hier Goethe weniger Verehrung?  
Derselbe Goethe, der bei Frauenstein  
(Nürnberger Hof) nach jungen Mädchen haschte  
Und der in Biebrichs Schloss beim Winkeler Wein,  
Auch von Suleikens Leckereien naschte?  
Kann Goethe, fragt der Kurgast, abseits bleiben?  
Wenn aber nein – wo wohl steht Goethe dann?  
Es fällt das Laub. Und fällt nur Schiller an.  
Der Kurgast wird verschnupft nach Hause schreiben.  
Wer jetzt nicht Husten hat, bekommt ihn nie,  
Wer jetzt nicht Grog trinkt, wird ihn niemals trinken.  
Wer jetzt zur Oper geht und Symphonie,  
Wird nicht im Lasterpfehl der Bars versinken.

Das Kurorchester spielt vor leerem Saal.  
Das Leben wird in langen Nächten teuer.  
Man lebt von Aspirin und Luminal.

## Frau Gluck

Gerhard Hoffmann (Vita S. 22)

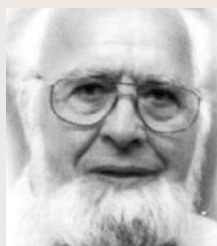
Ein Freund fragt scheinheilig an, wie es denn um Kurschatten bestellt wäre am sonnigen Kurort.

Eine hagere Frau zwischen fünfzig und sechzig, graues Haar, eine fast gepflegte Männerfrisur, am linken Handgelenk eine ungelenke Funkuhr, ansonsten schmucklos, unauffällig gekleidet, fällt mir auf, weil sie immer nach vorn gebeugt mit sehr schnellen Schritten läuft, ungelenk. Irgendwann höre ich sie sprechen, Norddeutsch. Im Speisesaal sitzt sie in meinem Blickfeld. Sie spricht sehr laut, sodass ihre Umgebung mit einbezogen ist, ungewollt. Ihr so genannter Briefträgerblick, ein Auge ist auf die Adresse des zuzustellenden Briefes gerichtet, das andere auf die Hausnummer am Haus, entstellt sie. Sie sucht Kontakt, findet ihn nicht. Sie wird abgewiesen.

Beim Sport beobachte ich sie. Ihre unkoordinierten Bewegungen und der sie treibende Drang, alles richtig zu machen, führen zu komischen Fehlleistungen. Die anderen belachen das erbarmungslos. Bei einem Kreisspiel mit Bällen ist sie plötzlich meine Partnerin. Meine Abneigung überwindend, suche ich Blickkontakt, um ihr zu signalisieren, wann ich den Ball werfe. Es gelingt mir nicht, ich finde nicht heraus, welches Auge sie gerade benutzt. Aber sie hat mich beobachtet, zwar meine Absicht nicht erkannt, aber wohl gespürt, dass ich ihr nichts Böses will. Nun werde ich sie nicht mehr los. Sehe ich sie von Weitem oder höre ich sie, mache ich mich davon.

Heute früh, beim Frühstück erwischt sie mich. Schlecht geschlafen hätte sie, es wäre so laut gewesen. Alles ist so anders als zu Hause, auf ihrem Dorf. Da ist jetzt so viel zu tun und sie säße hier herum. Ihr Mann hätte gestern mit dem Fahrrad raus gewollt, aber es regnete zu stark, die zweite Heumahd verfault, wenn es jetzt nicht trocken bleibt. Ihr Hof liegt weit von jeder Straße weg, es ist dort ganz still, hier ist es zu laut. Ich versuche sie zu beruhigen, es sei doch beinahe furchtbar still hier, bis auf die menschlichen Laute. Ich würde in der Stadt in

einem Hochhaus wohnen... Sie unterbricht mich fast schreiend, da könnte sie aus keinem Fenster sehen. Die Beruhigung misslang. Wir nähern uns dem Frühstücksbuffet. Eier gibt es zum Morgen, sensationell, alle wollen ein Ei. Sie gluckert vor sich hin, weiße Eier, da komme sie gar nicht ran. Ihre Hühner legen nur braune Eier und braune Eier sind viel besser und je mehr sie sich über die weißen Eier ereifert, desto mehr wird ihre Rede ein Gackern. Wir haben uns inzwischen vom Buffet entfernt, sie gackert immer noch. Ich weiche aus, gehe wieder zur Wursttheke, möchte gar nichts mehr, nur Ruhe. Als ich an meinen Tisch zurückkomme, hat sie einen anderen gefunden, den sie mit ihrer Weißeierphobie beglückt. Wenn ihm aber das Ei schmecke, dann wolle sie es ebenfalls probieren, schmecke es nicht, erhielte der Zuhörer die Schuld. Der sieht sich hilfesuchend nach mir um. Ich zuckte mit den Schultern und habe schon beim Frühstück mein erstes Glücksgefühl.



Horsthardi Semrau, geboren am 12. Juli 1928 Brieg/Ohlau, Niederschlesien, Dr. phil. OstR a. D., Studium der Geisteswissenschaften an den Universitäten Kiel und Mainz und Mitarbeit im Kunstseminar der PH Flensburg-Mürwik.

1963 promoviert er in Mainz und ist frei-feuilletonistisch/literarisch und malerisch tätig. 1968-1981 Lehrer für Kunst, Literatur und Sprachpflege an einer Fachschule für Sozialpädagogik in Duisburg; anschließend frei schaffend als Maler und Literat (Buchautor); Malaufenthalte in Dänemark, Spanien, Südfrankreich (mit Ausstellung). Seit 1982 zahlreiche Einzelausstellungen und Ausstellungsbeiträge (überregional) u. a. 1990/1991 bei Kunstkreis NRW/Kulturforum Europa e.V.

1996 beteiligt an den »Duisburger Akzenten« (Autorenlesung); 1998 Einzelausstellungen zum »70.« In Dinslaken und Duisburg-Marxloh mehrere Autorenlesungen im Rahmen einer Veranstaltungsreihe. 1999/2000 beteiligt an der Millenniumsausstellung »Der Tod und das Mädchen«, Kulturforum Europa e. V. in der Villa Meixner Brühl/Baden. 2003 Einzelausstellung »Zum Schauen bestellt« in Duisburg sowie beteiligt an der Kunstaussstellung »Im Jahr der Bibel«, Rathaus Voerde. 2004 beteiligt an der Ausstellung »100 Jahre Kunstpostkarte NRW«, cubus kunsthalle, Duisburg; eingeladen als Maler und Literat (Autorenlesung) von der »West-Ost-Künstlerwerkstatt« im Gerhart-Hauptmann-Haus, Düsseldorf. 2004/05 beteiligt an der Ausstellung »Esslinger Künstlergilde zu Gast im Franz-Rotter-Atelier«, Stadtbibliothek Cuxhaven.

Seit 2005 ist Horsthardi Semrau Mitglied der Düsseldorfer »Ost-West-Künstlerwerkstatt« und seit 2007 Ehrenmitglied des »Duisburger Kunstvereins e. V. Künstlerhaus Weidenweg 10« (Bild-Wort-Aktionen).

## Spähend

Horsthardi Semrau

Reich an Stimmigkeiten das Watt.

Untergründig wie über Untiefen regsam Lebendiges.

Kleinstgetier, Algensträhnen, hangend an Wegmarkierung aus  
schwärzlichem Birkengezweig.

Bei Wassersenke sogleich gelöscht der Eindruck meist nackter  
Sohlen.

Alles umhüllt von einem silbern getönten Kokon großer Stille.



Elisabeth Simon, geboren 1919 und aufgewachsen in Frankfurt am Main. Nach Schul- und Ausbildungsstationen in Frankfurt und Berlin Lehrtätigkeit an sozialpädagogischen Ausbildungsstätten; Fortbildung von Fachkräften; Planung und Organisation sozialpädagogischer Praktika für Erzieher und Sozialpädagogen in Hessen. Unterricht in sozialpädagogischen Fächern an einer »Schule für werktätige Mädchen«. Als Referentin für Sozialpädagogik beim Hauptvorstand der Gewerkschaft Erziehung & Wissenschaft (Frankfurt/M.) und beim Bundesverband der Arbeiterwohlfahrt (Bonn) wurde Elisabeth Simon in den letzten 15 Jahren ihres Berufslebens in die auf Bundesebene einsetzende intensive Bildungsdiskussion und -planung eingebunden. Sie konzentrierte sich vor allem auf Form und Inhalte von Kleinkindpädagogik, Vorschulerziehung, Hort- und Heimpädagogik und auf die Neuordnung der Aus- und Fortbildung von sozialpädagogischen Fachkräften. Ihre Konzentration auf Erziehung und Bildung hat sie nur im Krieg für vier Jahre unterbrochen, als sie sich für kirchliche Aufgaben ausbilden ließ und vor allem in der Seelsorge tätig war. 1979 - mit 60 Jahren - zog sie sich gemeinsam mit ihrem Mann in das Leben eines kleinen Eifeldorfes zurück und begann, sich für das Alter zu interessieren und ihr eigenes Altern aufmerksam zu begleiten.

1990 wählten Elisabeth Simon und ihr Mann die Lüneburger Heide zu ihrer letzten Lebensstation. Sie nutzte die Möglichkeit in der VHS Lüneburg mitzuarbeiten und für die Tageszeitung Kolumnen zu schreiben.

## Mein Leben mit Channah

Elisabeth Simon

Wir sind zusammen alt geworden, »Channah« und ich. Für mich war unsere gemeinsame Lebenszeit eine Lebensstation, für Channah aber ein ganzes langes Hundeleben. Dreizehn glückliche Jahre hindurch gehörten wir zusammen, waren Mitglieder eines köstlichen Rudels von zwei Menschen (einer männlich, einer weiblich) und drei Hündinnen. Neufundländerinnen! Sie wissen schon: groß, stark, langes, schwarzes, ganz selten braunes, dichtes Fell: Gemütsart sehr ruhig, ausgeglichen, intelligent, mit großem Beschützerinstinkt, wachsam, weder Beller noch Beißer. Kurzum: Hunde, mit denen es sich herrlich leben lässt, wenn Platz und natürliches Umfeld stimmen und man selber schon langsam in die bedächtigen Jahre kommt.

Übrigens: »Channah« ist ein hebräischer Name und bedeutet »Anmut«. Für einen Neufundländer unpassend? Irrtum! Was sich da groß und schwarz durch unsere Welt bewegte, blieb bis zur letzten Lebensstunde ein Bild der Anmut.

Channah war unser erster Hund. Sie war neun Wochen alt, als unser gemeinsames Leben seinen Anfang nahm. Als wir sie zu uns holten, hatte ich meine Berufstätigkeit beendet und stand voll und ganz zu ihrer Aufzucht und dem Wohlbefinden zur Verfügung. So hatten wir es geplant. Denn es war ja nicht Channahs Wunsch, mit uns zusammen zu leben, sondern wir Menschen hatten uns – aus mancherlei Gründen – einen Hund gewünscht und Channah gewählt. Und wir waren fest entschlossen und bereit, diesem Lebewesen, das nun unser Menschenleben teilen sollte, ein würdiges und lebenswertes Hundeleben zu bereiten. Dazu gehörte grundlegend die Gegenwart der Menschenfrau. Unser Leben fing damit an, dass ich mich am Tag des Abschieds der Welpen von ihrem natürlichen Rudel und den ersten Menschen, denen sie auf dieser Welt begegnet waren, in das wonnige Rudel setzte und die harmlose und doch so schicksalsträchtige Frage stellte: »Wer von euch will denn ab heute ›Channah Simon‹ heißen?« Ein schwarzes Knäuel

von doch schon recht beachtlichen Ausmaßen beantwortete meine Lockung spontan positiv und strebte an mein Knie und in meine Arme. Ob es dabei den Geruch eines alten Schuhs seines späteren »Herren«, einige Wochen zuvor dem Züchter absichtsvoll zwecks Einstimmung der hochempfindlichen Hundenasen auf ihre mögliche Zukunft übergeben, in der Nase hatte? Jedenfalls führten wir wenig später »unseren« Hund von dannen und über die Schwelle unseres Hauses in einem kleinen Eifeldorf. Dieses war der Beginn unseres »Hunde-Lebens«, der Anfang von dreizehn wundervollen Jahren, die geprägt waren vom Beobachten, Erfahren, Erleben, Erlernen, Bedürfnisse erkennen und akzeptieren; von den Gefühlen: Vertrauen haben, vertraut sein, zusammengehören, Hilfen geben und erwarten dürfen, Freude miteinander haben können, verständnisvoll und liebevoll miteinander umgehen.

»Liebevoll«? Was wir in unseren Spielstunden mit Channah erlebten, in ihren ersten Lebensjahren, in ihrer »Sturm-und Drang-Zeit«, verdiente diese Vokabel eigentlich nicht: Unser temperamentvoller, starker Junghund tobte mit uns in einer Art und Weise, der wir kaum gewachsen waren. Doch wir mussten uns stellvertretend für ihresgleichen zur Verfügung halten, denn die übrigen Dorfhunde deuteten Channahs Liebeswerben falsch und nahmen Reißaus, wenn das schwarze Ungetüm hoffnungsvoll auf sie zuraste. Wir mussten bei unseren Mitmenschen und ihren Vierbeinern regelrecht um Vertrauen in die Sanftmut und guten Absichten unseres Wildlings betteln. Und tatsächlich hat sie niemals einem wagemutigen Artgenossen auch nur das kleinste Hundehaar gekrümmt. Und mit der Zeit entstanden tatsächlich zuverlässige hündische Dauerfreundschaften.

So wuchs sie heran, nahm allmählich die Ausmaße eines kleinen Bären an und schüttelte sich aufs Beste in unserer gemeinsamen kleinen und großen Welt zurecht. Wir lernten uns verstehen: Channah unsere Blicke, Worte und Gebärden – und wir Channahs Blicke und Gebärden. Es gab bald so gut wie keine Missverständnisse mehr, nur – als sie eineinhalb Jahre alt

war – einen gemeinsamen großen Kummer. Menschenfrau musste für zwei Wochen ins Krankenhaus; unser Mann hatte aus Berufsgründen keine Chance, Channah bei sich zu behalten, und so mussten wir uns zum ersten und einzigen Mal in ihrem Leben von ihr trennen. Zwar hatte sie es gut bei Freunden, wo insgesamt acht weitere Hunde (vier Neufundländer und vier Doggen) den Fremdling freundlich in ihre Mitte nahmen und speziell ihr Freund Loy sie zu trösten versuchte. Doch das Heimweh muss unverändert groß gewesen sein: Als wir Menschen an unserem letzten Trennungstag die Heimreise antraten, setzte sich Channah – immerhin 100 km entfernt von uns – hinter das Hoftor in der Fremde, den Blick unverwandt auf die Straße gerichtet und wartete – wartete – wartete! Gleich müssen sie hier auftauchen und mich wieder zu sich holen! Kein Loy und kein Fressnapf konnten sie mehr locken und von ihrer Blickrichtung ablenken.

Zum Glück mussten wir diese Situation nie wiederholen. Unser Auto funktionierten wir zu einer »fahrbaren Hundehütte« um (ursprünglich hatten wir ja selber darin schlafen wollen) und lernten zusammen mit Channah unser Land und auch manche fremden Länder und Leute kennen. Sie war eine absolut problemlose Reisebegleiterin, zuverlässige Wächterin und überall akzeptiert. Doch zu Hause wurde uns zunehmend bewusster: Channahs Einzelhund-Dasein sollte nach Möglichkeit beendet werden.

Und so geschah es: Als sie drei Jahre alt war, vervollständigten wir unser kleines Rudel um ein weiteres Mitglied: Wir holten eine neun Wochen alte »Braune« zu uns, nannten sie »Aglaiä« (= Glanz, eine der griechischen Göttinnen der Anmut) und gesellten sie erwartungsvoll unserer schwarzen Bärin zu. Und von Stund an wussten wir, warum man im Grunde niemals einen Hund allein – ohne Artgenossen – lassen soll! Denn auch die gutwilligsten und liebevollsten Hundebesitzer können nie ersetzen, was einem Einzel-Hund fehlt. Wie unsere beiden miteinander umgingen – im Raufen und Kräftemessen, im Spielen, im Schmusen, im Fell-an-Fell-Schlafen, – was es für sie bedeu-

tete, dass neben dem eigenen Futterplatz noch ein zweiter Napf stand, an dem es schlürfte und schmatzte und wo man nach getaner Arbeit am eigenen bedenkenlos die Plätze tauschen und inspizieren konnte, ob im anderen vielleicht doch noch ein Krümelchen übrig geblieben ist, (doch weit entfernt vom bekannten Futterneid), alles dieses bedeutete für Hunde und Menschen große Lebensfreude. Und da wir Hände und Arme und Knie genug hatten, um jedem einzelnen das ihm zustehende Maß an Streicheleinheiten und sonstigen Zuwendungen zu geben, gab es auch keinen Anlass zu Eifersucht. Sie genossen ihre Gemeinsamkeit ungetrübt.

Und eines Tages, - Channah war nun sechs, Aglaia drei Jahre alt und der Aufgabenradius für zuverlässige Wachhunde hatte sich erweitert -, stellten wir neben die beiden Futternäpfe einen dritten und holten die neun Wochen alte »Dunja« (welches slawisch ist und in etwa die Hochverehrte, die Wohlgeborene bedeutet) zu uns. Nun war unser Rudel komplett. Unsere Jüngste wurde von den beiden Großen zunächst mit Skepsis, dann schnell mit Begeisterung akzeptiert und in das Hundeleben im Allgemeinen und im Besonderen eingeführt.

Auch die Rangordnung wurde schnell festgelegt; Channah, die Älteste und auch Stärkste und Größte, wurde die Nummer 1 und blieb es auch in ihren altersschwachen Tagen - bis zu ihrem Tod. Da gab es nie Zweifel und auch nie Probleme. Dann kam - hübsch dem Alter nach - Aglaia, dann Dunja. Wir Menschen machten diese gewählte Reihenfolge selbstverständlich mit und teilten z. B. besondere Leckerbissen entsprechend zu: Channah-Aglaia-Dunja. Und nur in dieser Reihenfolge nahmen unsere Drei diese in Empfang. Täuschte ich mich einmal im Eifer des Gefechtes und hielt Dunja den Channah zugehenden Brocken hin: Dunja machte das Maul nicht auf! »Ich bin ja noch nicht dran!« Auch als Channah älter und alt wurde, ihre Stimme ihren imposanten Klang verlor, die starken Beine schwächer wurden und sie nicht mehr als Erste an der Türe oder am Wassernapf ankommen konnte, traten die beiden Jüngeren zurück und ließen ihr den Vortritt. Und noch am Abend vor Channahs

Tod hielten sie gemeinsam die letzte Mahlzeit, besser: Ihr Dessert. Wie so oft in ihrem Zusammenleben schmausteten sie, auf dem Boden und in engem Körperkontakt, ihr geliebtes Stück Trockenfisch.

Heute liegt das erste Jahr ohne Channah hinter uns. Für eine Neufundländerin wurde sie recht alt; normalerweise gibt man dieser großen Rasse eine kürzere Lebensdauer. Wir vermuten, dass unser harmonisches Rudel-Leben ihre Lebenskraft entscheidend gestärkt hat; erst in ihren letzten sechs Monaten nahmen ihre Kräfte sichtbar ab. Der Abschied war dann nicht mehr abwendbar, doch sehr schmerzlich. Dreizehn glückliche Jahre hindurch war sie unsere geliebte Weggefährtin und meine Freundin gewesen. Wir sind zusammen alt geworden, Channah und ich.

Aus

Elisabeth Simon

Der goldene Ball

Wortmeldungen einer Alten



Herta Scholze, geboren am 24. Oktober 1935 in Bugewitz (Kreis Anklam), verheiratet seit 1961, zwei Kinder und zwei Enkelkinder. Nach der Schule Berufsausbildung zur Fischfacharbeiterin. 1952-1954 besuchte Herta Scholze das Institut für Berufsschullehrer/Heimerziehung, von 1956-1962 war sie Heimerzieherin und ab 1968-1985 Heimleiterin im Lehrlingswohnheim. Ihr Schreiben begann 2002.

#### Liebeslyrik und Gedichte:

- :: 1. Buch - Jahresringe meines Lebens
- :: 2. Buch - Tagebuchaufzeichnungen
- :: 3. Buch - das Schaltjahr
- :: 4. Buch - Ich werde 70
- :: 5. Buch - Zuversicht trotz Krebs

#### Kindergeschichten:

- :: Hundstage und andere Abenteuer
- :: Katz- und Mausgeschichten

#### Außerdem:

- :: Mit offenen Augen durch die Welt
- :: Mein plattdötsches Lachen

Herta Scholze ist Mitglied der »Zeitzeugen« und im Jugendfilmclub »Olga Benario«. Sie gibt Lesungen in der Selbsthilfegruppe Asthmabund und im Klub der Volkssolidarität FfO.

## Der besetzte Briefkasten

Herta Scholze

An einem Zaun in Bad-Saarow hing ein schöner Briefkasten. Statt eines Namens war zu lesen: »Hier wohnt Familie Amsel mit ihren Kindern.« Wir legten das Ohr an den Kasten und hörten Vogelstimmen. Frau Amsel saß wartend mit einem Regenwurm im Schnabel auf dem Ast. Der Amselhahn kam im Tiefflug.

## Winterspaziergang

Margarete Purps (Vita S. 20)

Frankfurt - Oder - Stubice

Städte an einem Fluss

Der Oderstrom begrenzt die Länder

Brücken schaffen Freundschaftsbänder

Es ist einer der letzten Tage des Januar oder des Hartung, wie unsere Vorfahren diesen Monat einst nannten. Heuer machte er dem Namen alle Ehre, hart war er, sehr hart.

Ich bin trotz der Minusgrade auf dem Weg nach Slubice. Ein Geburtstag steht an und in der Nachbarschaft weiß ich ein kleines Geschäft mit hübschen Holzschnitzereien. Vielleicht findet sich dort ein passendes Geschenk.

Auf der Oderbrücke erfasst mich ein unsanfter Windstoß, so bekomme ich die Stärke der Natur zu spüren. Ich argwöhne, die Winde aller Richtungen haben sich zusammengeschlossen, haben einen Pakt gebildet und knechten nun das Land mit ihrer Kälte.

Der Himmel zeigt sich wolkenlos, seine hellblaue Färbung geht am Horizont in Diesigkeit über. Die Sonne hängt tief am Himmelsgewölbe, sie versteckt sich gerade hinter der Silhouette der Friedenskirche. Unsere Erde muss ihr im Laufe der nächsten Zeit ein Stück entgegenkommen, um ihre Kraft stärker zu spüren.

Wieder auf dem Nachhauseweg, verweile ich auf der Brücke, unter mir die Oder, nein, die Odra, denn ich stehe auf der polnischen Seite.

Heute kann ich keine Träume auf ihren Wellen zur entfernten Ostsee schicken und an den Sommer denken. Der Strom ist durch eine Eisschicht bedeckt. Die einzelnen Eisschollen, kürzlich noch gemeinsam stromab getrieben, sind nun zusammengeschoben und zu einer fest geschlossenen Fläche erstarrt. Die Ränder der Schollen, kleinere, größere, übereinander geschobene, sind mit Eiskristallen geschmückt. Ihnen sind Kronen

aufgesetzt. Die Natur könnte auch ein filigranes Spitzentuch über den Fluss gebreitet haben.

Meine Blicke schweifen zu beiden Ufern. Die Frankfurter Seite verläuft an dieser Stelle durch eine stabile Befestigung fast geradlinig. Zu mir starren Beton und eine stählerne Spundwand. In einiger Entfernung führt die vereiste Römertreppe ihr verlassenes Dasein.

Auf der Promenade gehen einzelne Fußgänger, die Fenster der Häuserfront sind geschlossen, die Rabatten liegen in winterlicher Ruhe.

Ein anderes Bild zeigt sich auf der Slubicer Uferseite. Hier ist die Odra im Bereich der Bühnen nur mit einer glatten Eisschicht überdeckt. Eine schmale Wasserrinne markiert mühsam eine Grenze. Am Rande des Flusses schließt sich der schmale Uferstreifen an, mit Strauchwerk und kleineren Bäumen überwuchert. Dahinter steigt die Böschung des Dammes steil an. Oben begrenzen Alleebäume das Flussufer.

Meine winterstarrten Hände habe ich tief in den Manteltaschen versteckt. Durch Gekreis und Geschnatter wird meine Aufmerksamkeit wieder zur Odra gezogen. Kurz vor der Bühne, an einem Wasserloch, herrscht reges Leben. Wasservögel haben sich eingefunden. Zwei Schwäne nutzen die kleine Stelle zum Schwimmen. Eine Schar schnatternder und futterneidischer Enten drängelt sich im Wasser. Andere hocken auf dem Eis, sie scheinen festgefroren. Möwen kreisen mit ihren eleganten Flügelschlägen.

Nur langsam löse ich mich von der stimmungsvollen Atmosphäre und schlendere zur Zollstelle.



### Otto Mühlshlegel (1898 bis 1995)

Otto Mühlshlegel führte ein erfolgreiches Unternehmen im Schwarzwald. Sein Engagement als Stifter galt in erster Linie alten Menschen und einer menschlichen, an individuellen Bedürfnissen ausgerichteten Gestaltung ihres Lebensumfelds. Die von ihm gegründete Otto und Edith Mühlshlegel Stiftung wird als unselbständige Stiftung in der Robert Bosch Stiftung verwaltet.

Der Otto-Mühlshlegel-Preis »Zukunft Alter« wird regelmäßig mit unterschiedlichem Motto ausgeschrieben:

Leben – Wohnen – Altern (2003/2004)

Wissen – Können – Handeln (2005/2006)

Kreativität in Technik, Handwerk und Kultur (2007/2008)

© 2008 Robert Bosch Stiftung GmbH, Stuttgart  
Alle Rechte vorbehalten

Photo Umschlag: Getty Images